Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **44 (1966-1967)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

A. Z. Zürich 1 8001 Zürich 44. Jahrgang Nr. 4 Juli 1966 Achtmal jährlich

37/20

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:	Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telephon 47 75 30	Druck und Versand:	Inserate:
Georg Kohler / Markus Mäder (Uni)	Auflage 14 000	Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,	Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
Xaver Achermann / Urs Rüegg (Poly)	Redaktionsschluss Nr. 5: 28. Oktober 1966	Werdstrasse 21, 8021 Zürich	8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Studentenpolitik oder studentische Politik?

Franz Germann, Ex-Präsident der offiziellen Studentenschaft Zürichs, umreisst die Grenzen studentischer Politik sehr scharf: Nur was im unmittelbaren Interesse jedes einzelnen Studenten liegt, (also nur die rein studentischen Belange wie Stipendienwesen, Mensafrage, Studienreform usw.) fällt in den Aufgabenbereich der offiziellen Studentenschaft (der Fakultätsausschüsse, des GStR und des KStR). Indem Franz Germann die »grosse« Politik ausschliesst, stellt er sich in Gegensatz zu Prof. M. Beck und Eric Dreyfuss, die in ihren vorausgehenden Leitartikeln politische Aktivität auch der offiziellen Studentenschaften forderten.

Die Studenten machen zu wenig Politik. Sie geben sich keine Mühe, ihr Wissen mit der heutigen Welt oder auch nur der Schweiz in Einklang oder Vielklang zu bringen. Die Eidgenossenschaft bietet studentischem Tatendrang nur ein sehr mageres Betätigungsfeld. Die Universität und auch die Studentenschaft haben das Vakuum im geistigen Raum der Nation zu füllen. So schreiben eine Zürcher Wochenzeitung, Eric Dreifuss im vorletzten und Professor Beck im letzten »Zürcher Studenten« (die Reihenfolge ist chronologisch und beileibe keine Rangordnung). Also: mehr Studentenpolitik! Zum Beispiel:

Wie könnte man den Rektor absetzen?

Nichts leichter als dies: Man organisiert die Studentenschaft politisch. Man spaltet die Studenten in parteipolitische Lager. Wie in der grossen Politik. Studentischer Tatendrang wird schon dafür sorgen, dass es nur Extreme geben wird. Und dass die Linke noch etwas weiter links als die Rechte rechts stehen wird (und diese selber natürlich etwas rechts von Goldwater). Bei den nächsten Wahlen in den Studentenrat wird es dann prompt Schlägereien geben – Besetzung der Universität, Polizei, Tränengas und bedauerlicherweise ein Todesopfer. Dem Rektor wird vorgeworfen, für die eine Partei mehr oder weniger Stellung genommen zu haben; man schreit nach seinem Rücktritt. Er demissioniert, der Erziehungsdirektor erklärt, den Rücktritt mit Bedauern anzunehmen. Utopie? Mitnichten! So geschehen im Jahre des Heils Eintausendneunhundertundsechsundsechzig in der weiland heiligen Stadt Rom. Das ist Studentenpolitik! Das gäbe Schlagzeilen in Tagesboulevardblättern mit roten und Wochenzeitungen mit blauen Titeln.

Mit Tränengas, Gummiknüppeln und Wasserwerfern

Ist es denn reine Dummheit, wenn unsere Kommilitonen im Ausland auf die Strasse gehen, sich von der Polizei zusammenschlagen lassen, Studium und Leben riskieren? Zum Beispiel in Spanien? Leiden die Dozenten, die teilweise ihre Lehrstühle verloren, weil sie sich mit den Studenten solidarisch erklären, an Schwachsinn?

Hier gilt es, genau zu differenzieren. In Spanien geht der Kampf der Studenten in erster Linie um die Möglichkeit, eine freie, von den Behörden und der Einheitspartei unbeeinflusste Studentenorganisation zu errichten, um eine freie studentische Presse, um freie Wahlen der Studentenvertreter. Da sich das Regime davor fürchtet – warum eigentlich? –, werden die Studenten immer wieder von brutaler Polizei mit Tränengas, Gummiknütteln und Wasserwerfern traktiert.

nicht Verzicht auf studentische Politik! Hier liegt der Kern des Problems! Unsere Studentenschaften und ihre offiziellen Vertreter haben eine Fülle von Arbeit. Beginnen wir mit der zurzeit auf nationaler Ebene aktuellsten: Zahlreiche Hochschulkantone sind nicht mehr imstande, die finanziellen Lasten ihrer Universitäten zu tragen. Der Bund – das heisst alle Kantone – muss mithelfen. Das Hochschulproblem wird gewissermassen eine nationale Angelegenheit. Bis 1968 gilt eine Uebergangslösung für die finanzielle Unterstützung des Bundes an die Hochschulkantone, dann soll eine definitive Lösung in Kraft treten, die bis dahin zu erarbeiten ist. Dabei ist der Ruf nach einer Koordination in Forschung, Lehre und Ausbau der Hochschulen unüberhörbar laut geworden und geradezu als Bedingung einer finanziellen Unterstützung durch den Bund genannt worden. Von wem, was und wie soll nun aber koordiniert werden? Um hier alle Gesichtspunkte zu berücksichtigen, hat der Chef des Eidgenösssischen Departements des Innern (und ehemalige Präsident der Studentenschaft der Universität Basel), Bundesrat Tschudi, dem Verband der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) zugesichert, er werde in das entsprechende Vernehmlassungsverfahren einbezogen, und ihn aufgefordert, die Wünsche der Studenten im Hinblick auf eine Koordination der Hochschulen zu formulieren. Dies innert nützlicher Frist zu erreichen und mit Sachkenntnis Vorschläge auszuarbeiten dürfte den Fakultätsausschüssen und -verbänden, den Studentenschaftsvertretern und dem VSS hinreichend zu tun geben. Und sich hier für die Belange der Studenten einzusetzen ist sinnvolle studentische Politik!

Noch mehr Reglemente

Zunächst hatte der VSS die Absicht, eine umfassende Abklärung des Problems der Koordination aus der Sicht der Studenten vorzunehmen. Noch an der Generalversammlung am 11./12. Juni in Biel wurde vorgeschlagen, eine Monsterkommission an alle Hochschulen zu schicken und das Problem der Koordination von Forschung, Lehre und Ausbau umfassend zu studieren. Vor allem die Delegation der Studentenschaft der Universität Zürich wies darauf hin, dass dieses Vorhaben die personellen, zeitlichen und finanziellen Kräfte des VSS bei weitem übersteige und dass die Studenten auch gar nicht über die Kenntnisse und Fähigkeiten verfügten, dies alles zu können. Zudem würden das Departement des Innern, die Rektorenkonferenz, der Wissenschaftsrat, die Erziehungsdirektionen sowie die Universitäts- und Fakultätsbehörden mit mehr Personal, Mitteln und Kenntnissen dies ohnehin besser erledigen. So hat man sich denn auf das für die Studenten im besonderen Wichtige beschränkt, nämlich: »Die gegenseitige Anerkennung von Diplomen und Prüfungen aller Stufen unter den Hochschulen zu fördern und eine Gleichstellung von Studenten, die die Hochschule wechseln, mit den Studierenden der gleichen Stufe an einer andern Hochschule zu erwirken und vor allem darauf zu achten, dass bei einer Koordination die akademische Freiheit möglichst gewahrt bleibt, da sie z. B. durch weitere Reglemente, zahlreiche Zwischenprüfungen und bis ins Detail ausgearbeitete Normalstudienpläne gefährdet wird, und bei der Abklärung dieses Problems den besonderen Gegebenheiten der einzelnen Fakultäten und Fachrichtungen, vor allem den Unterschieden in den Geistes- und Naturwissenschaften Rechnung zu tragen.«

Bereits sind der Schweizerische Verband der Studierenden der Naturwissenschaften und der Schweizerische Jus-Studentenverband daran, eine Bestandesaufnahme an den verschiedenen Hochschulen zu machen und eventuell Vorschläge auszuarbeiten. Zwei Zürcher stehen dabei in vorderster Front. Wo bleiben die Wirtschaftswissenschaftler? Die Mediziner haben ihre gesamtschweizerische Koordination bereits, und bei den Phil. Iern ist Koordination ohnehin problematisch. Hier geht es wohl eher darum, die noch vorhandene akademische Freiheit nicht durch Reglemente, Zwischenprüfungen und Normalstudienpläne endgültig zu verlieren.

Prüfung nicht bestanden: Zwangsexmatrikulation

Wie verheerend eine Politisierung der Studentenschaft auf diese wirken kann, zeigt sich in eben diesen Tagen an der Freien Universität Berlin. Dort ist, aus der ursprünglichen Idee des gemeinsamen Kampfes von Dozenten und Studenten um die Freiheit der seinerzeit im Ostsektor gelegenen Universität, der Studentenschaft der Rang eines praktisch gleichberechtigten Partners der Hochschule verliehen worden. Dieses »Berliner Modell« wurde zum vielgepriesenen Beispiel des studentischen Mitspracherechts an der Universität. Inzwischen ist die Studentenschaft der FU infolge der Gleichgültigkeit der Grosszahl der Studierenden weitgehend von linksradikalen Elementen durchsetzt und übernommen worden, die nun als Sprecher der Studentenschaft auftreten, Sitzstreiks und Demonstrationen organisieren und – sehr zum Vergnügen der Herren Ulbricht und Genossen – eine »Veränderung der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse« fordern.

Fortsetzung auf Seite 2

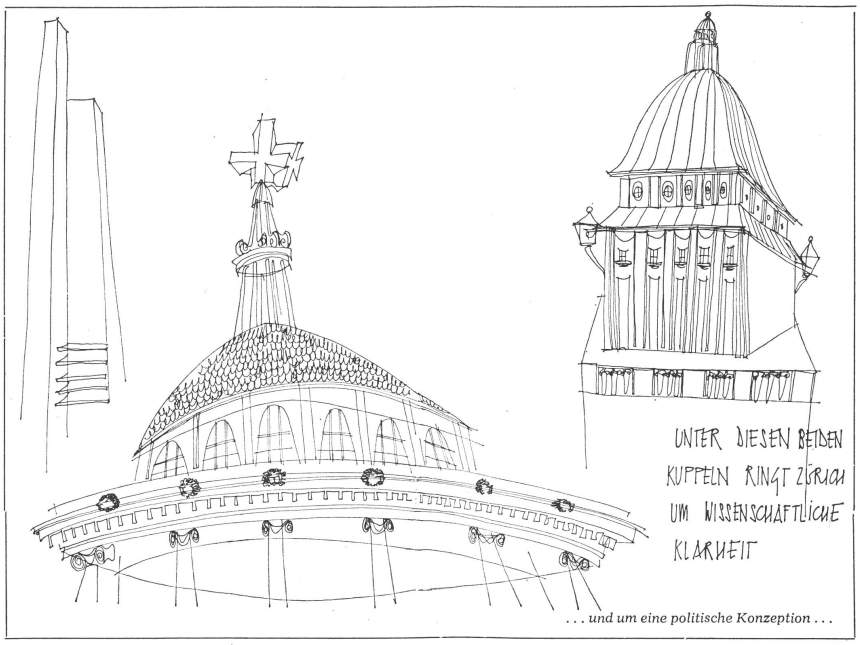
Die Schweiz – Entwicklungsland?

Was die freie Studentenschaft betrifft, dürfen wir sagen, dass bei uns diese Forderung verwirklicht ist. Auch unsere Studentenzeitungen stehen nicht gerade im Ruf, unter der Fuchtel der Regierung zu stehen. (Wer es nicht glaubt, diskutiere einmal mit Herrn Regierungsrat König über den »Zürcher Studenten«.) Ja, die spanischen Studentenvertreter beneideten uns geradezu um unsere von der Behörde anerkannte und durch ein Reglement legitimierte Studetenschaftsorganisation, die trotzdem vollkommen frei ist.

Die Schweiz ist auch nicht zu vergleichen mit jenen Entwicklungsländern, wo die Zahl der Akademiker so gering, die Zahl der zu lösenden Probleme aber so riesig ist, dass die Studenten, als ein Teil derjenigen, die dank ihrer Ausbildung und Intelligenz die Schwierigkeiten und Lösungen wenigstens einigermassen überblicken, gezwungen sind, Politik zu machen. Seien wir froh, dass wir noch die Möglichkeit haben, uns einigermassen ungestört unserem Studium widmen zu dürfen.

Der Bundesrat beehrt sich, die Studenten anzufragen

So ist denn kein Betätigungsfeld für unsere offizielle Studentenschaft? Wer das glaubt, irrt sich gewaltig. Denn Verzicht auf Studentenpolitik heisst



. . . und um eine politische Konzeption . . .

Diskussion um »Politik«

Wo verlangt der Staat den Studenten und die offizielle Studentenschaft, was ist die Aufgabe der Universität, der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden und ihrer offiziellen Vertreter, im politischen Gefüge des Staates? Das folgende Gespräch zwischen Franz Germann und Eric Dreyfuss möchte einerseits zeigen, wie von den verschiedenen Teilaspekten der Politik einer ganz besonders der Pflege der Universität bedarf, anderseits aber möchte es warnen vor möglichen Gefahren, die auch diese besondere politische Tätigkeit in sicht birgt.

Eric: Du weisst Franz, dass der »Zürcher Student« versucht hat, mit seinen letzten Leitartikeln, demjenigen von Professor Beck und dem von mir, eine gewisse Linie in die Zürcher Studentenpolitik zu bringen. Nun ergreifst du in dieser Nummer Stellung, und zwar nun, etwas polemisch, mit reisserischen Untertiteln, wie es auch ein Blatt mit roten oder blauen Titeln tun könnte. Es fehlt vielleicht das nötige Mass an Fairness, wenn du Rom und Berlin und eine Zürcher Wochenzeitung auf eine Ebene mit unseren Artikeln stellst, wobei besagte Untertitel als Zitate aus unsern Artikeln aufgefasst werden könnten. Du legst uns Politik in den Mund, die wir gar nicht meinen. Du redest an uns vorbei, obwohl du immer *gegen* jemanden Position zu beziehen scheinst, sei es gegen Professor Beck oder gegen mich.

Franz: Nein, ich rede gegen niemanden. Ich bin einverstanden mit Professor Beck, wenn er sagt, Käse und Milch interessieren den Studenten nicht, er dispensiere sich deshalb von der Politik. Deshalb, so folgert ihr: aktive, grundlegende Studentenpolitik. Ja, unbedingt, fragt sich nur von wem. Ich bin der Meinung, die Probleme, die euch interessieren, seien nicht von der offiziellen Studentenschaft zu lösen. Weshalb? Ich habe es im Artikel dargelegt, und ich habe es etwas polemisch dargestellt, damit man es liest, und zwar bis zum Schluss; dort steht, was ich als letztes und wichtigstes zu sagen habe. Nochmals: Solche Politik ja, aber nicht von der offiziellen Studentenschaft (den Fakultätsausschüssen, dem GStR und KStR).

Eric: Du bist geschickt: Du sagst, einverstanden zu sein und bist es doch nicht. Dein Wort »Arbeitsteilung« im Sinne: »studentische Politik durch die offizielle Studentenschaft – ‚grosse' Studentenpolitik durch die einzelnen Studenten und studentischen Organisationen« ist ein Euphemismus: Du möchtest von politischer Tätigkeit durch die offizielle Studentenschaft abraten. Ich finde es gut und notwendig, als KStR-Mitglied die Lesesaalkommission zu betreuen, für die Coci-Automaten des Frauenvereins zu sorgen usw.; indessen scheint mir diese Aufgabe selbstverständlich zu sein (und wäre die Arbeit einer ganztägigen Sekretärin). Die Aufgabe der Studentenschaft scheint mir jedoch über diese reine Verwaltungsarbeit hinauszugehen. Studentische Politik und »grosse« Studentenpolitik ist beileibe keine Alternative, sondern stellen beide Aufgabenbereiche der Studentenschaft auf verschiedenen Ebenen dar. Beides wäre übrigens von einem vollamtlichen Präsidenten zu bewältigen.

Franz: Jetzt könnte man dir Polemik vorwerfen. Die studentischen Belange sind nicht so mit dem kleinen Finger zu erledigen, wie du meinst. Studienreform, Koordination, Stipendiengesetze (die durchzusetzen in Glarus und Graubünden eine Leistung ist) beanspruchen die offizielle Studentenschaft vollauf. Eine sinnvolle Konzeption des Jusstudiums ist wichtiger als fünf km Nationalstrassen, – und »des Schweisses der Edlen wert«. Studentische Interessenvertretung, wie sie die Studentenschaft als Auftrag hat, ist mehr als Verwaltungstätigkeit.

Eric: Du verstehst mich noch immer falsch. Darf ich meinen letzten »Zürcher Student«-Artikel konkretisierend ergänzen: was meine »Politik«, im »Modell Zürich« gezeigt, meint: Frauenstimmrechts- und Vietnamdeklarationen und -telegramme: nein. Was mir vorschwebt, ist eine Reintegrierung der Uni in den Staat – unter Teilnahme der offiziellen Studentenschaften und Gruppen von Dozenten, verstanden als eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, nicht von Lehrenden und Lärmenden, wie du mir das attestierst. Eingreifen in die Malaisesituation. Es ist verhängnisvoll, wenn sich die Uni als jeder politischen Verantwortung ledige Insel in Staat und Gesellschaft versteht. Wohin die politische Abstinenz und Verantwortungslosigkeit der deutschen Universitäten in der Weimarer Republik führte, ist bekannt. Die Uni hat eine wichtige Funktion in Staat und Gesellschaft, wobei ich mir bewusst bin, wie suspekt das Wort »Gesellschaft« heute klingt.

Franz: Immer einverstanden. Aber warum von den offiziellen Studentenschaften, zumal du ja die offizielle Professorenschaft auch ausschliessest.

Eric: Ich schliesse die offizielle Professorenschaft keineswegs aus. Ich glaube aber, dass die Zusammenarbeit der Studentenschaften mit einer Gruppe in dieser Sache speziell interessierter Professoren unserer Angelegenheit ebenso dienlich wäre.

Franz: Die akademischen Behörden machen keine Politik und wissen warum. Für studentische Behörden empfiehlt sich die gleiche Haltung: Jede politische Auseinandersetzung ruft rasch nach extremen Meinungen: so zerstreitet sich die Studentenschaft und verblutet an den Divergenzen. Wie gehabt: in Italien. So verunmöglicht sie sich selbst die Einflussnahme bei den wichtigen studentischen Problemen, die jeden Studenten direkt angehen. In Spanien ist politische Aktivität noch jetzt berechtigt, weil dort noch nicht vorhanden ist, was bei uns selbstverständlich ist: »eine freie und autonome Studentenschaft.« Auch in den Entwicklungsländern ist politische Aktivität der offiziellen Studentenschaft ebenso berechtigt: dort mangeln andere Kader.

Eric: Franz, so wie du dich gibst, erscheinst du als Ausdruck eben dieses helvetischen Malaises . . .

Franz: Wobei noch zu diskutieren wäre, wieweit es dies überhaupt gibt . . .

Eric: Das ist es ja, besteht doch dieses helvetische Malaise zum Teil gerade in deiner Mentalität des »es ist gut, es ist immer so gewesen, fahren wir also dergestalt weiter«. Dass eine Mensa gebaut werden muss, ist zwar klar, aber . . .

Franz: So allerdings hat es nicht immer ausgesehen . . .

Eric: Es geht um anderes, Umfassenderes, nur fehlt dazu der Mut. Es geht auch nicht darum, dass die Studentenschaft sich in all und jedes kleine und grosse Problem der täglichen und garstigen Politik einmischt und dazu Stellung bezöge; es geht vielmehr darum, dass die Uni in bezug auf die grossen Fragen unseres Landes einen in diesem Sinne politischen Geist ausstrahlt, dass kompetente Leute, auf Veranlassung der Studentenschaft in der Uni Ideen ausarbeiten und diese ins Schweizerland hinaustragen – als Auseinandersetzung mit dem Malaise, als Mithilfe zu dessen Ueberwindung. Die Studentenschaft ist ein Forum, das zum Sprechen einlädt, und in dem man sprechen kann. Was du machst, ist abwehren! Abwehren, dass niemand etwas sagt, was man nicht sagen darf: dass unter anderem und vor allem die Studentenschaft nicht kommunistisch durchsetzt wird. Dies ist gut; für jedes die demokratische Schweiz verneinende und untergrabende Element ist kein Platz in unseren Gremien. Es scheint mir aber in einer verhängnisvollen Weise ungenügend zu sein, in dieser blossen Abwehrstellung zu verharren. Es ist bezeichnend, dass Kommunisten gewählt werden, dass aus dem »Modell« Berlin der »Fall« Berlin wurde, dass viele deutsche Intellektuelle (und gerade grosse Teile der Studentenschaft) so weit links stehen. Nicht weil ihnen der Kommunismus per se gut scheint, sondern weil die Alternative fehlt. Eben weil ich mich distanziere vom Kommunismus, suche ich neue Vorschläge für eine Alternative, für eine Neugestaltung jener überholten Charakteristika, die in den Rahmen unseres geistig-politischen Malaise gehören. In der Auseinandersetzung mit der vorläufig einzigen Alternative, der marxistischen, soll unsere eigene Alternativlösung gefunden werden. Dazu kann und soll die Studentenschaft ihren wesentlichen Beitrag leisten.

Franz: So bin ich weitgehend mit dir einverstanden. Weil aber die *offizielle Studentenschaft* allzu heterogene Meinungen schlecht verträgt, habe ich den Artikel geschrieben: es gibt Leute, die Streitigkeiten und Zerfall der Studentenschaft wünschen, sei es der Schlagzeilen wegen oder aus systematischer Unfriedenstifterei.

Es braucht auf der einen Seite eine starke, rein studentisch orientierte Politik, auf der anderen Seite *deine* Politik, für die ich begeistert bin. Sie ist möglich und notwendig: In der AGH, die ja vom KStR immer unterstützt wird, die sich dann kräftig ausbauen liesse! Dort sind heterogene Meinungen sogar von gutem.

Eric: Der Unfriede an anderen Universitäten und in anderen Studentenschaften ist bedauernswert und gewiss nicht nachahmenswert. Der von dir befürchtete Unfriede in der Zürcher Studentenschaft dürfte allein schon deshalb jeder Begründung entbehren, weil die »Politik«, wie ich sie mir für unsere offizielle Studentenschaft vorstelle, sich nicht in eindeutigen und kategorischen Stellungnahmen äussern würde, die Streit und Antagonismus in der Tat fördern könnten. Indessen ist niemand anders eher berufen als die Universität, verstanden als eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, sich mit jenen gleichsam objektiven Mängeln der geistig-politischen Gegenwart unseres Landes auseinanderzusetzen. Universität und Studentenschaft sollen sich hüten, in den Wirbel und den Kampf um die politische Macht hineingerissen zu werden, in welchem die eigentlichen Politiker stehen, die Bundes- und National-, Regierungs- und Kantonsräte. Diese sind es aber nicht, die die Ideen gebären, deren ein gesunder und wachsender Staat bedarf. So ist es nicht zuletzt die vornehme Aufgabe und Pflicht der Universität und ihrer Studentenschaft, jene »Ideenpolitik«, diese Ausarbeitung und Gestaltung von Ideen zu übernehmen, dieses Gedankengut zu verbreiten und an eben jene »effektiven« Politiker heranzutragen. In diesem Sinne könnten sämtliche juristischen Seminare der Schweiz sich je eines Teilaspektes der Totalrevision unserer Bundesverfassung annehmen, um dann gleichsam einen Totalvorschlag einer Totalrevision dem Bundesrat zur Verfügung zu stellen. So auch könnten im Rahmen der Philosophischen Fakultäten I das Problem unserer Tradition als Land des Asylrechts und der humanitären Leistungen in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit und heutigen Möglichkeit überdacht werden. Dies zwei Beispiele aus einer Fülle grosser Möglichkeiten.

Franz: Wobei auch ich der Ansicht bin, dass die Auseinandersetzung mit diesen Problemen eine Aufgabe für die Studenten, das heisst für die zukünftige geistige Elite eines Volkes, eine unbedingte Forderung ist. Nach wie vor bin ich aber überzeugt davon, dass es nicht Auftrag der offiziellen Studentenschaft ist, diese Ideen auszuarbeiten und vorzutragen. Die Gründe dafür glaube ich in meinem Artikel überzeugend dargelegt zu haben.

Fortsetzung von Seite 1

Studentenpolitik oder studentische Politik?

Dank diesen Schreiern ist die Studentenschaft als vollberechtigter Diskussionspartner gänzlich in Misskredit geraten. Diese »Studentenpolitik« hat nun zur Folge, dass auch echt studentische Politik, das heisst Politik, die sich mit den spezifischen studentischen Anliegen befasst, unmöglich geworden ist. Nachdem nun diesen Frühling für die deutschen Universitäten eine Beschränkung der Studiendauer beschlossen wurde, wobei eine Zwangsexmatrikulation erfolgt, wenn innerhalb der vorgeschriebenen Zahl von Semestern keine Prüfung abgelegt wird, sieht sich die Studentenschaft der FU dank ihrer »Politisierung« trotz dem als »Modell« gepriesenen Status ausserstande, in dieser die Studenten in allererster Linie betreffenden und brennend interessierenden Angelegenheit mit Universitätsbehörden und Dozenten in ein echtes, aufbauendes Gespräch zu kommen.

Eine Lanze für die Dienstverweigerer

Die Fragwürdigkeit der erwähnten »Studentenpolitik« und die Fülle der Probleme, die wirklich den Studenten als solchen betreffen und daher Aufgabe echter studentischer Politik sind, haben dazu geführt, dass sich die Vertreter der Studentenschaft der Universität Zürich, und mit ihnen die Mehrheit der Studentenschaften der schweizerischen Hochschulen, in den letzten Jahren konsequent darauf beschränkten, nur spezifisch studentische Probleme zu bearbeiten, nur in wirklich studentischen Fragen Stellung zu nehmen, so z. B. in Fragen der Hochschulreform, der Koordination, der Stipendien, der Unterkunft und Verpflegung der Studenten etc. Einzig diese wirklich studentische Politik, im Fachjargon heisst sie »student as such policy«, bietet Aussicht auf Erreichung unserer Ziele. Eine konsequente Vertretung dieser »student as such policy« führt bei Leuten, die sie nicht verstehen, oft zu Missverständnissen. So wurde es vielerorts mit Kopfschütteln aufgenommen, als die VSS-Generalversammlung am 11./12. Juni in Biel darauf verzichtete, zugunsten des Frauenstimmrechts Stellung zu nehmen und erst recht nicht gewillt war, für eine Sonderregelung für Dienstverweigerer aus Gewissensgründen einzutreten. Es sind dies wirklich nicht spezifisch studentische Probleme. Auch ein Antrag auf Ausarbeitung von Vorschlägen für die Reform und Koordination der Grundschule wurde abgelehnt. Man stelle sich vor: nachdem schon kaum Studenten gefunden werden, die sich ernsthaft mit dem Problem der Koordination der Lehrpläne an den Hochschulen befassen wollen, sollen sich ausgerechnet die Studenten an die Sisyphusarbeit einer gesamtschweizerischen Grundschulreform machen!

Man muss jedoch immer wieder betonen: der Entscheid der VSS-GV bedeutet nicht, der VSS – das heisst die Studenten – seien gegen das Frauenstimmrecht! Im Gegenteil! Der VSS und die Mehrheit der in ihm zusammengeschlossenen Studentenschaften sind der Ansicht, es sei nicht Sache der offiziellen Studentenvertreter, zu diesen Problemen im Namen der von ihnen vertretenen Studenten Stellung zu nehmen.

Die Studentenschaft: eine Zwangsorganisation

Es ist nämlich nicht zu vergessen, dass die Zugehörigkeit zu einer Studentenschaft nicht freiwillig ist. Wer an der Universität Zürich immatrikuliert ist, wird damit zwangsläufig Mitglied der Studentenschaft. Austreten kann man nicht, beziehungsweise nur durch Exmatrikulation. Der Kleine Studentenrat (KStR), der aufgrund des Reglementes über die Organisation der Studentenschaft diese nach aussen vertritt, spricht immer im Namen aller Studenten. Er tut also gut daran, sich auf jene Probleme zu beschränken, von denen er mit Recht sagen kann, sie seien wirklich Probleme der Studenten. Denn in den übrigen Fragen müsste die Gesamtstudentenschaft jedesmal ihren Willen durch die Urabstimmung bekanntgeben.

Es fragt sich nun, ob die konsequente Durchsetzung der »student as such policy« so weit gehen muss, dass sogar von einer Stellungnahme für das Frauenstimmrecht abgesehen wird. Das Wort »stur« wurde in diesem Zusammenhang gelegentlich gehört.

Darauf wäre zu sagen, dass sich gerade auf diesem Gebiet jede Inkonsequenz verheerend rächt. Wer schon eine Reihe von Studentenkongressen miterlebt hat, kann die herrlichsten Beispiele erzählen. Immer wieder hört man: »Damals habt ihr auch, also müsst ihr jetzt ebenfalls . . .!« Zudem gibt es eben genug Leute, die mit dem Ziel, im trüben zu fischen auf eine Verpolitisierung und Radikalisierung der Studentenschaft hinarbeiten. Angefangen bei jenen, denen alle Mittel recht sind, Ruhe und Ordnung zu zerstören und Unfrieden zu stiften, um zu jener Revolution zu gelangen, die ihr grosser Karl gepredigt hat, über jene zahlreichen krampfhaften Nonkonformisten, die sich einfach nicht vorstellen können, dass an den bestehenden Einrichtungen auch etwas Gutes sein könnte, dass Erziehungsdirektion, Universitätsbehörden und Dozenten sich alle Mühe geben, mit den Problemen der wachsenden Studentenzahl zu Rande zu kommen, durch Doppelführung von Vorlesungen, verdreifachung von Kursen, Anstellung von Assistenten etc., bis hinunter zu jenen Zeitungsschreibern, die die Studenten auffordern, Krawall zu machen, auf die Strasse zu gehen, zu pfeifen, zu fordern und zu grölen, um unter dem Vorwand der »öffentlichen Verdauung« des Wissens billige Schlagzeilen für eine sensationslüsterne Presse zu erhalten.

Uniball und Reisedienst abschaffen?

Es bleiben nämlich auch ohne diese »Pseudostudentenpolitik« noch genügend Probleme für jene, die sich in der Studentenschaft aktiv betätigen wollen. Eben jetzt wurden wieder Leute gesucht für die Festkommission, die den Uniball organisiert, für die Mensakommission, die die Notmensa im »Pfauen« betreut, für die Lesesaalkommission, für die Zentralstellenkommission etc. Alle diese wirklich für den Studenten nützlichen Einrichtungen funktionieren gerade bei den »politischen« Studentenschaften meist schlecht oder nicht. So ist zum Beispiel der Geschäftsgang des Schweizerischen Studentenreisedienstes genau an jenen schweizerischen Universitäten ungenügend und droht unrentabel zu werden, wo am meisten politisiert wird. Studentenpolitik gefährdet echte studentische Politik.

Dabei ist so viel zu tun. Aus den zahlreichen Möglichkeiten sinnvoller studentischer Politik seien nur drei herausgegriffen: Bei den Juristen sollen die Absolventen der letzten zehn Jahre in bezug auf Studiendauer, Prüfungserfolg, Doktorat mit oder ohne Lizentiat etc. befragt werden, um so wichtige Aufschlüsse über die sinnvolle Gestaltung des Jusstudiums an unserer Universität zu gewinnen. Bei den Germanisten versucht man auf studentische Initiative hin, der Gefahr des Massenbetriebes in den Seminarien zu steuern durch kleine Lesezirkel, wo in persönlichem Gespräch interpretiert und diskutiert wird. Die Vorklinikerschaft hat eine Umfrage durchgeführt, die darüber Aufschluss geben soll, ob das vorklinische Studium an unserer Universität sinnvoll organisiert sei. Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Wer liefert endlich studentische Beiträge zum Universitätsneubau auf dem Strickhof, wo der Projektwettbewerb eben zu Ende geht?

Soll der Student resigniert abdanken?

Die Gedanken über Studentenpolitik und studentische Politik könnten den Schluss nahelegen, die Studenten hätten auf die Auseinandersetzung mit den brennenden Fragen unseres Landes zu verzichten. Sie hätten sich von der Teilnahme am nationalen Geschehen zu dispensieren und im Elfenbeinturm der Wissenschaften zu verharren. Dies soll und darf nicht sein! Wer die vorangehenden Ausführungen so verstanden hat, hat sie gründlich missverstanden. Der Student ist im Gegenteil als Angehöriger der geistigen Elite eines Volkes dazu aufgerufen und verpflichtet, sich tatkräftig und überzeugend für das einzusetzen, was er aufgrund seiner Bildung, seines Wissens und Gewissens als das Richtige erkannt hat. Der *Student* soll dies tun, nicht aber die offizielle Studentenschaft. Ihre Aufgaben liegen, wie gezeigt wurde, auf einem andern Feld. Der Student soll sich einsetzen für eine Revision der Bundesverfassung, im Kampfe für oder gegen das Frauenstimmrecht, für eine sinnvolle Gestaltung des Föderalismus, für oder gegen den Beitritt der Schweiz zur Uno, gegen die Gewässerverschmutzung etc. Er braucht dabei nicht auf die Mitarbeit seiner Kommilitonen zu verzichten. Es stehen ihm z. B. die Studentische Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen zur Verfügung, die zahlreichen Studentenverbindungen, die Liberale Studentenschaft und was es sonst noch an politischen und gesellschaftlichen Studentenorganisationen gibt. Auch die Spalten des »Zürcher Studenten« stehen jedem offen. In diesen Institutionen sollen jene aktiv werden, die sich politisch betätigen wollen! Sache der offiziellen Studentenschaft kann dies nicht sein, und dorthin sollen sie sich nicht wählen lassen. Dort ist das Feld jener, die sich mit spezifisch studentischer Politik befassen wollen. Beides ist, um mit Klopstock zu sprechen, »des Schweisses der Edlen wert«!

Franz Germann,
Alt-Präsident der Studentenschaft
der Universität Zürich

Dozenten bekämpfen das Bildungsmalaise

Grundlagenforschung und eine neuere, den heutigen Bedürfnissen entsprechende Universitätsstruktur, das sind die dringendsten Forderungen, die immer wieder gestellt werden. Um die Entwicklung rascher voranzutreiben, hat sich eine grosse Anzahl junger wissenschaftlicher Forscher in der »Schweizerischen Vereinigung der jungen Wissenschaftler« zusammengefunden. Sie vertreten die Meinung der wissenschaftlich jungen Generation, nicht zuletzt auch weiter Kreise der Studierenden.

Insbesondere in den Jahren nach dem Krieg, als die meisten mitteleuropäischen Staaten ihr Hauptaugenmerk auf den Kampf um das Notwendigste richten mussten, hatten die Schweizer Hochschulen international einen sehr guten Ruf. In den letzten 2 Jahrzehnten hat aber in den meisten Wissensgebieten eine gewaltige Expansion stattgefunden.

Wie aber sind die schweizerischen Hochschulen der modernen Entwicklung gerecht geworden, einer Entwicklung, die sie vor 2 grosse Hauptaufgaben stellte?

Erstens müssen jährlich grössere Anzahlen von Studenten in jedem Fachgebiet ausgebildet werden, von denen nach Abschluss des Studiums eine Anzahl an der Universität fortgebildet werden muss.

Zweitens musste sie bestehende Wissensgebiete einer erweiterten und intensivierten Erforschung zugänglich machen und Forschungslaboratorien für neue Wissenszwecke neu schaffen.

Der Bund sieht zwar vor, in den Jahren 1966 bis 1968 eine Summe von 200 000 000 Fr. an die kantonalen Hochschulen zu verteilen, was ungefähr der Hälfte des im Labhart-Bericht vorangeschlagenen Betrages von 420 000 000 Fr. für diese Zeitspanne entspricht. Es ist nun jedoch unverkennbar, dass die heutige Universitätsstruktur nicht imstande ist, eine optimale Verwendung dieser Gelder zu gewährleisten, oder mit anderen Worten: eine strukturelle Universitätsreform ist mindestens ebenso vordringlich wie die ebenfalls nötige Investition grosser Geldbeträge. Wer nun soll diese Strukturreform planen? In der überwiegenden Mehrzahl von Fällen wird die Hochschulplanung von ohnedies bereits überlasteten Professoren während ihrer wenigen Freizeitstunden durchgeführt. Infolge der starken Ueberbeanspruchung der Planer schreitet eine solche Planung nur mit verzweifelter Langsamkeit fort. Häufig sind die Planer auch in einer Altersklasse, welche die Resultate ihrer Planung nicht mehr oder nur für wenige Jahre erlebt. Ist ein Projekt fertig geplant, schreitet meistens die Verwirklichung mit gleichermassen verzweifelter Langsamkeit fort, da es einen komplizierten Instanzenweg zu durchlaufen hat und da der Universität eine mit den notwendigen Kompetenzen ausgerüstete Exekutive fehlt. Auch ist es für die meisten Universitäten schlechtweg unmöglich, eine Dringlichkeitsliste der durchzuführenden Projekte aufzustellen, da vielfach die Institutsleiter direkt mit dem zahlenden Teil, nämlich der kantonalen Regierung, verhandeln.

Junge Forscher erarbeiten eine neue Konzeption

Aus der Ueberzeugung, dass alle diese genannten Zustände die Meinungsbildung und dadurch eine wirksame Planung äusserst schwierig gestalten, haben sich eine grosse Anzahl junger wissenschaftlicher Forscher in der Schweizerischen Vereinigung der jungen Wissenschaftler zusammengefunden. Es gehören ihr Leute aller Fachrichtungen und Hochschulen sowie aller akademischen Rangstufen an. Während der ersten 7 Monate ihres Bestehens haben über 300 qualifizierte Forscher ihr Beitrittsgesuch eingereicht. In dieser Vereinigung nun wird es möglich sein, die Grundlagen einer modernen Universitätsstruktur auszuarbeiten und sie dann den verantwortlichen Gremien als eine Diskussionsgrundlage vorzulegen. Sowohl Bundespräsident Tschudi, Herr Prof. Imboden, Präsident des Schweizerischen Wissenschaftsrates, wie auch Herr Prof. von Muralt, Präsident des Schweizerischen Forschungsrates, haben das Entstehen dieser Gesellschaft sehr begrüsst und ihr Interesse an einer fruchtbaren Zusammenarbeit bekundet. Die Vereinigung umfasst jetzt schon rund ¼ bis ⅓ der prospektiven Intelligenz an den Universitäten. Diese reformierte Struktur muss nun 4 wesentliche Elemente enthalten:

1. Ein Personalsystem, das dem Tüchtigen innert nützlicher Frist Aufstiegsmöglichkeiten in eine Position mit Verantwortung und eine gewisse Unabhängigkeit gewährleistet. Andererseits soll die Personalregelung verhindern, dass zweitrangige Leute durch ihre Geduld wichtige Schlüsselpositionen während langer Zeit besetzt halten können.
2. Ein Zusammenfassen der Fachgebiete in relativ grosse Körperschaften, welche den Studienplan für das von ihnen vertretene Fachgebiet in kur-

Fortsetzung auf Seite 3

Im Flusse der Aussenpolitik

Von Nationalrat Prof. Dr. Marcel Beck

Wohl selten wurde so viel über aussenpolitische Fragen im Nationalrat gesprochen wie in der Sommersession 1966. So beschloss die Kommission über auswärtige Angelegenheiten, das Problem »Schweiz und Uno« auf ihrer Traktandenliste zu belassen, um immer wieder darüber diskutieren zu können. Dann äusserte sich Bundesrat Spühler in sehr aufgeschlossener Art zur Möglichkeit eines Eintritts der Schweiz in die Uno, während Nationalrat Bringolf unumwunden diesen Schritt ohne jedes Wenn und Aber befürwortete. Nationalrat Eggenberger begründete eine Motion zugunsten der Ratifikation der Konvention für Menschenrechte durch die Schweiz, und Nationalrat Bretscher, der sonst in aussenpolitischen Dingen so Behutsame, gab sein Plazet zu dieser Forderung – allerdings mit der Einschränkung, dass wir unter Umständen den Beitritt unter Vorbehalt des Frauenstimmrechts und der Ausnahmeartikel anmelden sollten. Um so feuriger plädierte der jugendliche Nationalrat Schmitt aus Genf für die volle Anerkennung der Menschenrechte durch die Eidgenossenschaft. Es dürfe eine bedingte Annahme der Konvention unsern sehr geringen Eifer für das Frauenstimmrecht und gegen die Ausnahmeartikel nicht zum Erliegen bringen.

All dies aber wurde durch eine bundesrätliche Dialektik überstrahlt, welche diesmal in höchst eleganter Art die neutralitätspolitische Schranke zu meistern vermochte, die zu Zeiten von Bundesrat Petitpierre schon die blosse Diskussion um politische Anschlussmöglichkeiten der Schweiz an internationale Organisationen zu hemmen vermochte. Es dürfte sich daher lohnen, der bundesrätlichen Beweisführung im einzelnen nachzugehen.

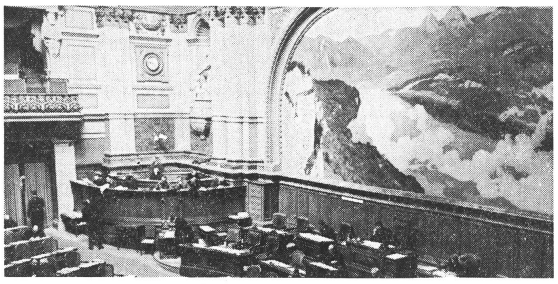
Bundesrat Spühler unterstrich, dass durch den Beschluss der Kommission für auswärtige Angelegenheiten dem Beitritt der Schweiz zur Uno eine gegenüber früher erhöhte Aktualisierung nicht abgesprochen werden könne. Es sei freilich die Annäherung zwischen Uno und neutraler Eidgenossenschaft nur möglich, weil die Uno von heute nicht mehr die Uno von einst sei. Abgesehen vom Anwachsen ihrer Mitgliederzahl von 51 auf 117 Nationen, sei es die neue Methode der Sicherheitswahrung innerhalb der Uno, die es der Eidgenossenschaft gestatten werde, sich ohne eine ins Gewicht fallende Preisgabe am Prinzip der Neutralität der Weltorganisation anzuschliessen.

Das System einer kollektiven Sicherheit, das stets neutralitätspolitische Bedenken erweckte, habe sich nämlich als Illusion erwiesen, weil die Einstimmigkeit der Grossmächte als Voraussetzung dafür fehle. Heute beschränke sich die Uno auf Friedenserhaltungsaktionen, mit denen lokale Konflikte eingedämmt werden, noch bevor sie sich zu Weltkrisen ausweiten. Im Gegensatz zum Völkerbund sei damit der Grundsatz der kollektiven Sicherheit in der Organisation der Vereinten Nationen nicht lückenlos verwirklicht worden. Und – so meinen wir – es sei damit jene Lücke entstanden, durch die der Neutrale zu schlüpfen vermag. Aber auch die Teilnahme an militärischen Sanktionen zur Friedenswahrung erfolgte nach Art. 43 der Charta nicht automatisch, sondern setzte ein besonderes Abkommen zwischen den Einzelstaaten und dem Sicherheitsrat voraus.

Eine nicht vorgesehene Entwicklung der Uno, die deren Charakter seit der Gründung tiefgehend verändert hat, gestattet nach der bundesrätlichen Auffassung der stets in sich ruhenden Eidgenossenschaft auf einmal, sich mit dem Gedanken eines Beitritts zur Uno so ernsthaft abzugeben, dass selbst ein Vertreter unserer obersten Behörde vor dem Plenum des Nationalrates in höchst positiver Weise dazu das Wort zu ergreifen wagt. Man möchte dies fast als einen Wendepunkt unserer Aussenpolitik bezeichnen.

Weit erstaunlicher aber war die Beantwortung einer Interpellation von Nationalrat Duft, mit der dieser energischere Schritte der Eidgenossenschaft zur EWG hin forderte, durch Bundespräsident Schaffner. Der äusserst konziliante Ton unseres Bundespräsidenten gegenüber der Wirtschaftsgemeinschaft, deren letzte Erfolge er noch in Bergen recht sarkastisch ein »agreement to disagree« nannte, wurde ebenfalls mit der Wandlung im Charakter der EWG begründet, deren supranationale Struktur heute ins Wanken geraten sei. Dagegen nehme die Integration auf der wirklichkeitsnäheren wirtschaftlichen Ebene ihren Fortgang in einer Form, die wieder vermehrt der klassischen Zusammenarbeit zwischen souveränen Staaten und dem traditionellen Aushandeln gegenseitiger Konzessionen entspräche. Die Polarisierung der politischen Macht, die die politische Konzeption der Gründer der EWG bestimmte, sei in Wandlung begriffen. Ziele und Arbeitsmethoden der EWG nähmen neue Gestalt an.

In diesen Ausführungen vermögen wir die selbe Dialektik wie im Votum von Herrn Bundesrat Spühler zu erkennen, das Motiv nämlich, wonach die andern sich nunmehr so weit verändert hätten, dass wir ihnen getrost die Hand reichen dürfen. Hierzu möchten wir bemerken, dass die andern ebenfalls davon überzeugt sind, das alte Programm nicht verlassen zu haben. Solches vermögen wir zum mindesten aus der Rede von Prof. Hallstein herauszulesen, die dieser vor dem EWG-Parlament in Strassburg hielt. Nichts wäre gefährlicher, so sagte er, als das Wirtschaftliche und Soziale als bloss »technische« abzutun. Vielmehr sei die sachliche Arbeit die solide Grundlage für die volle, die ganze Einigung Europas. Dieser diene das Werk der EWG, zu der es keine Alternative gebe. Mit der supranationalen Struktur, die, wie Bundespräsident Schaffner glaubt, ins Wanken geraten sei, hat dies herzlich wenig zu tun. Doch hören wir solches gerne. Hüben und drüben wirft man sich in die Brust und beteuert die eigene Standfestigkeit – im Moment, da man wandlungsbereit die Notwendigkeit des Zusammenschlusses einzusehen beginnt.



Bundeshaus 1966: Neuer Wind oder Wolken der Illusion? (Ringier-Bilderdienst)

Wenn wir nämlich aus eben denselben Ausführungen von Bundespräsident Schaffner vernahmen, dass die schweizerische Ausfuhr nach den EWG-Ländern trotz zunehmender Zolldiskriminierung bisher weiter anstieg, so möchten wir meinen, es sei vor allem in einer solchen Feststellung die Ursache dafür zu suchen, dass von bundesrätlicher Seite integrationsfreudige Töne wie noch nie zu hören waren. Dass Uno und EWG Wandlungen unterworfen sind, wollen wir gerne glauben. Doch gilt dies nicht minder auch für uns. Es fällt uns freilich die Feststellung recht schwer, dass wir uns wahrscheinlich einer Zeit nähern, da wir als Motto für unsere Aussenpolitik ein neues Paradoxon zu suchen haben. Früher hiess es »Solidarität und Neutralität«, bald wird es »Integration und Neutralität« zu lauten haben, was noch vor ganz kurzer Zeit, da wir im Zeichen einer integralen und immobilen Neutralitätspolitik standen, schlechthin unmöglich zu sein schien.

Wir kommen nicht umhin, dem so häufig geschmähten Parlament und auch dem Bundesrat Anerkennung und Achtung dafür zu bezeugen, dass sie einige für das Tempo schweizerischer Aussenpolitik ausserordentliche Schritte nach vorn getan haben. Von solcher Bewegung haben wir an unseren Universitäten noch wenig verspürt, da sie bisher stramm hinter der alten, scheinbar eingeschworenen Parole standen. Den Wink unserer Behörden sollten sie aber vernehmen, um am Aufbau einer Welt teilzunehmen, deren Horizonte nicht weit genug gesehen werden können.

Fortsetzung von Seite 2

zen Abständen und in Zusammenarbeit mit Körperschaften gleicher Wissensrichtungen an anderen Universitäten überarbeiten. Diesen Körperschaften obliegt ausserdem die Koordination der Forschung, von welcher in letzter Zeit so viel die Rede war, und zwar auf freiwilliger Basis. Sie arbeiten auch die Ausbildungspläne für Spezialisten aus und setzen Mindestanforderungen für diese Spezialistengrade fest.

3. Eine wirkungsvolle Legislative, bestehend aus einer kleineren Zahl hochqualifizierter Universitätsangehöriger, welche imstande sind, einen grossen Teil ihrer Arbeitskraft der Universitätsplanung zur Verfügung zu stellen. Dadurch soll die Entwicklung unserer Hochschulen verbessert und beschleunigt werden.

4. Schaffung einer mit den nötigen Kompetenzen ausgerüsteten Exekutive, welche die Universität gegenüber der Regierung und Dritten vertritt, welche das Budget in toto verwaltet, die Entwicklung der Universität somit weiter beschliesst und insbesondere deren finanzielle und dadurch auch geistige Unabhängigkeit gewährleistet.

Es ist den Mitgliedern der Schweizerischen Vereinigung junger Forscher bewusst, dass eine solche Strukturreform eine Planung auf lange Sicht erfordert und äussere und innere Widerstände nicht ausbleiben werden. Sie sind jedoch der Ueberzeugung, dass die Einsicht der Universitäts- und Regierungsangehörigen in die Dringlichkeit der genannten 4 Punkte das Uebergewicht über persönliche Interessen bekommen wird und dass in Kürze ein fruchtbares Gespräch über Strukturreform an unseren Universitäten in Gang kommen wird. *Kaspar Winterhalter*

Marxistische Selbstbesinnung in Osteuropa

Von Arnold Künzli

Die Marxisten Osteuropas, die sich an der grossen Diskussion über die bisherigen Fehlleistungen des Marxismus, die Lücken in der Theorie von Marx und die Notwendigkeit einer Anpassung des Marxismus an eine seit Marx weitgehend verwandelte Welt beteiligen, können sich verständlicherweise nicht so deutlich äussern wie ihre Kollegen in Westeuropa oder in Jugoslawien. Aber wer zu lesen versteht, der entdeckt, dass auch unter ihnen manche sind, die nicht minder radikal denken. So hat etwa der polnische Parteiphilosoph Adam Schaff, der in früheren Schriften dem Ungeist des Stalinismus auf befremdende Weise seinen Tribut entrichtet hatte, inzwischen eine Konversion erlebt, die ihn heute sogar in Konflikt mit der Partei bringt.

In einem Aufsatz »Mensch und Geschichte. – Das Problem der Freiheit« (Marxistische Blätter H. 2, 1965) erklärt Schaff, geistiges Schaffen sei »ohne Freiheit, das heisst ohne die Möglichkeit der freien Wahl, geradezu unmöglich«. Die Diktatur des Proletariats sei eine Uebergangszeit, in der die Freiheit beschränkt werden müsse, doch müsse man sich über die Tatsache dieser Beschränkung vollkommen im klaren sein, ebenso wie über »die Notwendigkeit der grösstmöglichen Beschleunigung ihrer Aufhebung«. Schaff wendet sich an den marxistischen Politiker, der doch wisse, »dass ohne die Freiheit der Diskussion und der Forschung der Marxismus verknöchert und aufhört, sich weiterzuentwickeln«. Und er stellt ihm die Frage, warum er eigentlich »gegen die Entstehung von verschiedenen marxistischen Schulen« sei.

Besonders angriffig sind heute vor allem die Theoretiker der Tschechoslowakei. So weist etwa der Philosoph Karel Kosik (in »Recherches internationales à la lumière du marxisme«, H. 46, 1965) darauf hin, dass man im Marxismus bisher den Menschen vergessen habe. Wenn man die materialistische Dialektik auf Marx selbst anwende, ergebe sich als erstes Resultat die Erkenntnis, dass nicht nur im Kapitalismus, sondern auch im Sozialismus ein Widerspruch zwischen moralischem Verhalten und geschichtlichem Tun des Menschen bestehe. Dieser Widerspruch sei also nicht an die Klassenstruktur der Menschen gebunden.

Wie die früher erwähnten Jugoslawen wendet Kosik sich gegen eine Fetischisierung der Geschichte, die zum »brutalen Amoralismus« führe. Gleichzeitig meint er, dass eine Moral, die von der Existenz der Klassen keine Notiz nehme, sich zur Impotenz verurteile. Aber sein Kampf gilt vor allem einer blinden Zukunftsgläubigkeit, die die Gegenwart entwertet und die er einen hypokritischen Pessimismus, ja sogar einen Nihilismus nennt. Doch von eben dieser blinden Zukunftsgläubigkeit war der Marxismus – von Marx selbst an – bis heute getragen. In einer Welt aber, die alles nur von der Zukunft erwartet und die Gegenwart zum Provisorium erklärt, »ist das Leben des Menschen sinnlos geworden, und die gegenseitigen Beziehungen der Menschen konstituieren sich als absolute Indifferenz«. Ein anderer Tscheche, Zdenek Mlynar, hat sich hingesetzt, um aufgrund der Erfahrungen mit dem Stalinismus die Beziehungen zwischen Staat und Individuum zu untersuchen. (In der erwähnten Nummer von »Recherches internationales . . .«) Mlynar geht aus von dem Erlebnis eines Genossen zur Stalinzeit, der verpflichtet war, dem Hauswart jede Person zu melden, die bei ihm eine Nacht verbrachte. Dieser Genosse habe sich natürlich Fragen gestellt. Warum interessierte sich das Innenministerium dafür, dass »sie« am Donnerstagabend über zehn Uhr hinaus bei ihm geblieben war? Zwar arbeitete er in einem sozialistischen Betrieb und empfand somit nicht mehr ein Gefühl absoluter Ungleichheit, wie man es früher gegenüber den Ausbeutern empfunden habe. Aber was den Staat anbelangt, sah er sich vor dieselben Probleme gestellt, die ein Gogol in seiner Kritik der Stupidität der zaristischen Polizei beschrieben hatte. Eine paradoxe Situation also.

Mit Stalins »Personenkult« allein sei diese Situation nicht zu erklären. »Stalin ist nicht die einzige Erklärung für die Entwicklung der Beziehungen zwischen Staat und Mensch im Verlaufe dieser letzten Jahre.« Sogar wenn es keinen Stalin gegeben hätte, sogar wenn der Sozialismus nicht ausgerechnet in Russland triumphiert hätte, hätten sich dieselben Probleme gestellt. Mlynar meint, die sozialistische Revolution enthalte als solche eine Tendenz zu einer solchen »lasterhaften« Verneinung der Menschenwürde durch den Staat. Und zwar deshalb, weil es das erste Ziel der Revolution sei, die Macht zu ergreifen. Die Revolutionäre seien dann so begeistert von ihrem Erfolg, dass ihnen alles übrige als ein Kinderspiel erscheine: man kennt das Ideal, das zu verwirklichen ist, und es kommt nur noch darauf an, die Macht richtig einzusetzen. So werden sie dazu verführt, die Staatsmacht mit dem »göttlichen Schwert« zu verwechseln und zu vergessen, dass die Revolution um der Menschen willen gemacht wurde. Mit dem Resultat, dass diese Menschen – wie der zitierte Genosse – die ihnen von der Revolution geschenkte soziale Freiheit als etwas Fiktives zu betrachten beginnen und sich immer mehr der liberalen Auffassung vom »homme-citoyen«, also dem Bürger, zuwenden.

Mlynar gelangt zu dem Schluss, dass man diesem Staat »korrekt festgelegte juristische Grenzen« setzen müsse. Der Mensch müsse ein »sehr präzises juristisches Statut« erhalten, das der Staat respektieren müsse. Und er ruft den Anbetern des Staates zu, dass der Sozialismus der »wirkliche Beginn eines Prozesses ist, in dessen Verlauf der Staat als eine dem Menschen fremde Macht aufgehoben wird«.

Durch all die Aufsätze, die hier zitiert wurden – es handelt sich bloss um eine kleine Auslese aus der ständig wachsenden Fülle »revisionistischer« Literatur –, zieht sich wie ein roter Faden *ein* Grundgedanke: Der Mensch ist bei den bisher unternommenen Versuchen, den Marxismus zu verwirklichen, dem – teilweise sogar als illusorisch bezeichneten – Fernziel einer idealen kommunistischen Gesellschaft geopfert worden. Im Extremfall, wie im Stalinismus, wurde er im Namen der Zukunft, der Geschichte, des Fortschritts verheizt. Staat, Bürokratie und Partei fühlten sich als auserwählte Diener dieser Zukunft und glaubten, in deren Namen den Menschen hier und heute missachten zu können. Wenn man sich an Marx' Wort erinnert, es gelte, den Menschen zu retten, so muss man mit diesen Marxisten sagen: Es gilt heute, den Menschen vor denen zu retten, die ihn retten wollen.

Es wäre aber ein Irtum, zu glauben, diese Marxisten tendierten zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zurück. Das ist keineswegs der Fall, sondern sie suchen nach einem Weg, der es ermöglichen würde, die freiheitlich-demokratischen Errungenschaften der bürgerlichen Demokratie einerseits zu wahren und andererseits auszubauen, und das heisst, die demokratische Selbstverwaltung auch auf das Gebiet des Sozialen und der Wirtschaft auszudehnen. Dass dabei Grundsätzliches von Marx über Bord geht, nehmen manche von ihnen in Kauf. Alles spricht dafür, dass wir uns erst ganz am Anfang dieser marxistischen Selbstbesinnung befinden, und es sind wohl noch grosse Ueberraschungen zu erwarten. Zwar haben diese fortschrittlichen Marxisten einen schweren Stand, da die »Dogmatiker« noch an allzu vielen Orten fest in Amt und Würden sitzen, aber es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Zukunft des Marxismus – falls dieser überhaupt noch eine Zukunft haben kann und will – jenen und nicht diesen gehört.

»Ich habe das peinliche Gefühl, es geht laufend rückwärts.« (Und das Züglein führt richtig in Stalins Tunnel zurück!) »Eulenspiel«, Ost-Berlin.

Eusi Meinig

Die »liberale Grossfamilie« ist geizig

Dr. Bieri und seine Partei

Es erregte berechtigtes Aufsehen, als der freisinnige Kantonalpräsident Stadtrat Dr. E. Bieri seiner Mitgliedschaft empfahl, eine bescheidenere, zeitgerechtere und tolerantere Politik im Rahmen der »liberalen Grossfamilie« einzuleiten. Für die freisinnige Vertretung im Zürcher Kantonsrat bestand die seltene Chance, den »new look« des Freisinns gleich zweimal innerhalb weniger Wochen glaubwürdig zu vertreten.

Goldküste kontra arme Gemeinden

Der Tatbestand: Wer sich in Zollikon eine Villa leisten kann, der zahlt bei gleichem Einkommen und Vermögen dreimal weniger Gemeindesteuern als der Bewohner einer Bauerngemeinde. Diese durch nichts gerechtfertigten krassen Unterschiede unter den Gemeinden machten im Laufe der letzten Jahre die reichen Gemeinden reicher und die armen ärmer. Im Gegensatz zu jeder sinnvollen Regionalplanung entstanden Barrieren in unserm Kanton, die die Realisierung der Planung immer mehr erschwerten. Wer geht schon ohne Not in eine Gemeinde, in der er zwar eine Wohnung finden kann, dafür aber zwei- bis dreimal mehr Steuer bezahlen muss?

Bei der Beratung des neuen Gesetzes über den Finanzausgleich stellte der Sozialdemokrat Peter, unterstützt vom Landesring, der EVP und einigen vernünftigen Christlichsozialen den Antrag, durch einen interkommunalen Ausgleich die grössten Unterschiede abzubauen. Die Mehrheit des Kantonsrates stimmte diesen vernünftigen Ueberlegungen zu. Und wer hat bis zuletzt diesen Antrag bekämpft? Die fast geschlossene freisinnige Fraktion in Verbindung mit den Konservativen der christlichsozialen Fraktion!

Das Brot des armen Mannes

Einige zehntausend Zürcher werden dank der Alters- und Invalidenbeihilfe in die Lage versetzt, ihre alten Tage ohne Besuche bei der Armenpflege zu verbringen. Die durch die Teuerung ungenügend gewordenen Leistungen und Berechtigungsgrenzen wurden dieser Tage im Kantonsrat erhöht. Die Fachleute der Sozialdemokraten stellten noch einige weitergehende Anträge, damit

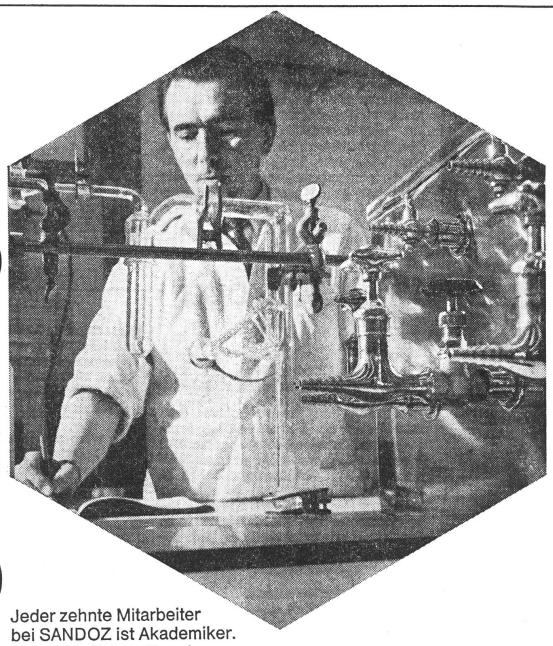
a) das Ziel der neugeschaffenen Bundesbeiträge erreicht und
b) die Betagten die neuen Leistungen rückwirkend erhalten, wie das beim verspäteten Teuerungsausgleich normal ist.

Und wer hat diese Anträge bis zuletzt bekämpft? Die freisinnige Fraktion geschlossen, unterstützt von der BGB!

Man ist leider gezwungen, anzunehmen, dass der Zürcher Freisinn bei der bisherigen Maxime bleibt, den anderen Bescheidenheit zu predigen . . .

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

SANDOZ



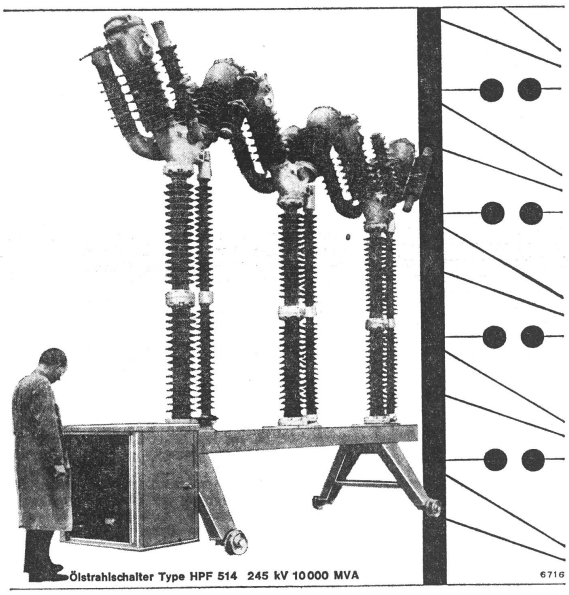
Jeder zehnte Mitarbeiter
bei SANDOZ ist Akademiker.
Das sind allein in Basel
550 Absolventen aller Fakultäten.
Denn SANDOZ Basel
ist nicht nur das Stammhaus
von über 40 Tochtergesellschaften,
sondern auch Verwaltungs-,
Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum
des weltweiten SANDOZ-Konzerns.

SANDOZ

Ohne intensive und grosszügig
dotierte Forschung
ist kein Fortschritt möglich.
Und Forschung braucht Nachwuchs.
Industrielle Chemie
ist angewandte Wissenschaft.
SANDOZ AG Basel

Es genügt nicht . . .

**die Fortschritte der Technik zu erkennen,
man muss sie beherrschen:
Die Industrie braucht Elektro-Techniker.**



Ölstrahlschalter Type HPF 514 245 kV 10000 MVA 6716

S&S **Sprecher & Schuh AG Aarau**

M-N

MIZ Abt. III Spezialkurse

Bewährte Spezialkurse für die Vorbereitung
von **Vordiplomprüfungen**
Bisher bekannt als **Holliger-Kurse**

Mathematik I und II
Angewandte Mathematik
Vektorrechnung inkl. Lineare Algebra und
Analytische Geometrie
Darstellende Geometrie
Lineare Algebra

Beginn 13. Juni 1966, in eigenem Hörsaal
Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft

Morphologisches Institut Zürich

Direktion: Hermann Holliger
Neubau Nähe Hauptbahnhof/Limmatplatz
Josefstrasse 92, **8005 Zürich,** Tel. (051) 44 83 35

LONZA

Organische technische Produkte	Reinst-Metalle
Organische Zwischenprodukte	Ferrolegierungen
Kunststoffe	Siliciummetall
Lösungsmittel	Siliciumcarbid
Stickstoffprodukte	Graphit
Stickstoff-Dünger Kombinierte Dünger	

LONZA AG BASEL

Vom männlichen Stolz, dem Transzendenten, Suff- und Antisuffrageten

Hundstägliche Blütenlese zu einem (leider) schon älteren Thema / Von Reinhard Meier

Der Mann, der kürzlich an einer kontradiktorischen Diskussion in Zürich erklärte, er sei stolz darauf, dass wir noch kein Frauenstimmrecht haben, und gleichzeitig die Welschen rügte, dass sie selbiges so leichtsinnig den Frauen geschenkt hätten – dieser Mann darf vielleicht in absehbarer Zeit nicht mehr stolz sein. Der Grund seines männlichen Stolzes ist jetzt zumindest in Frage gestellt: Am 23. Mai stimmte nämlich der Zürcher Kantonsrat mit 118 gegen 47 Stimmen einer Abänderung von Artikel 16 der Staatsverfassung zu, der – nach dem Willen der Ratsherren – künftig folgenden Wortlaut haben soll:

»Stimmberechtigt und in öffentliche Aemter wählbar sind Schweizer Bürger und Schweizer Bürgerinnen, die das 20. Altersjahr zurückgelegt haben.«

Nun, Revolutionäres ist damit noch nicht geschehen. Die endgültige Entscheidung, ob die volljährige Zürcherin künftighin auch volle Rechte bekommen soll, fällt – nach gut demokratischer Uebung – dem »Volk« zu. Dies »Volk« aber sind im germanischen Helvetien – mit der neuesten Ausnahme von Basel-Stadt – noch alleweil die Männer gewesen. (Und das soll, so Gott will bzw. die Männer wollen, auch fürderhin so bleiben, sagt der Stolze.)

Wie gesagt: das kantonsrätliche 118:47-Bekenntnis für das (kantonale) Frauenstimmrecht ist erst ein Zwischenrundenresultat. Nichtsdestotrotz war der Einsatz für diese Vorentscheidung bei Gegnern und Befürwortern massiv. Die seit Jahren in Gang gehaltene Frauenstimmrechtsdebatte weitete sich ob den zu erwartenden Etappenlorbeeren zu geradezu epischer Breite aus. Hüben und drüben animierte man sich wechselseitig zu rhetorischen Spitzenleistungen, zarte Hände schrieben in rauhen Mengen energische bis unzarte Leserbriefe an den »sehr geehrten Herrn Redaktor« ihres Lokal- oder Weltblattes.

Wir sind der Ansicht, dass diese originalen Produkte schweizerischen Denkens und Fühlens unserem ach so schnellebigen und schnellvergessenen Zeitalter nicht verlorengehen dürfen. Insbesondere die Argumente der Frauenstimmrechtsgegner sind teilweise beachtliche Manifestationen spezifisch eigenartiger Gedankengänge und dürften vor allem vom völkerpsychologisch Interessierten als bedeutsame Dokumentation zum »Sonderfall Schweiz« geschätzt werden. Für den Kennner und Liebhaber sei aus diesen – und anderen – Gründen im folgenden eine Auswahl jüngster Blüten aus dem bunten Strauss beredsamer Frauenstimmrechtsdiskussionen zusammengestellt.

Die Bibel politisch: sie ist dagegen

Es begann beim Grundsätzlichen. Um nämlich in Sachen Frauenstimmrecht nicht in steriler Oberflächlichkeit zu verharren, beriefen sich einige besonders Verantwortungsbewusste gleich auf die Wurzeln abendländisch-christlicher Kultur: sie besannen sich auf die Bibel. Das Besinnen lohnte sich, hat sich doch schon der Apostel Paulus recht deutlich zum Frauenstimmrecht geäussert. Er sagt: Die Frau sei dem Manne untertan! (was ihm von seiten der Antifrauenstimmrechtler beifälliges Kopfnicken einträgt).

Aber mit der Interpretation von Bibelworten ist das halt so eine Sache. In der grossen Kantonsratsdebatte vom 9. Mai vertraten nämlich nicht weniger als drei Redner aus drei verschiedenen Parteien (worunter auch ein Pfarrer) die Ansicht, dass die Bibel durchaus nicht für Argumente von Frauenstimmrechtsbekämpfung gebraucht werden könne. Wer – fragt sich der Ratsuchende leicht irritiert – hat recht?

Vielleicht hilft die Metaphysik. Mit dieser befasst sich (unter anderem) Frau Dr. Hanna Seiler-Frauchiger in einem dreieinhalb Spalten füllenden Artikel über »Gesellschaftliche Struktur und Frauenstimmrecht«. Untertitel: »Die Stimme der Gegnerin« (NZZ, 30. März 1966, Morgenausgabe). Da steht zu lesen: »Aber zutiefst sind wir als Bürgerinnen unserem Staate auf eine andere Art verpflichtet: durch die Pflege des Transzendenten, des Nichtzählbaren, des rein Menschlichen.«

Wem nun Dinge wie die »Pflege des Transzendenten« reichlich abstrakt erscheinen wollen, der irrt jedoch. Abstrakta sind nämlich auch der Verfasserin unsympathisch. Sie schreibt: »Diese schweizerische Wirklichkeit ist es, welche den abstrakten Gedankengängen der formalen Gerechtigkeit trotzt. Sie steht hinter dem immer stärker werdenden Frauenwiderstand gegen die politische Gleichberechtigung.« Damit sind jetzt die strukturellen Verhältnisse deutlich: auf der einen (der guten) Seite die »schweizerische Wirklichkeit« mit der »Pflege des Transzendenten, des Nichtzählbaren«, auf der andern (der bösen) Seite die »abstrakten Gedankengänge der formalen Gerechtigkeit«. Auf dass aber das Böse nicht über das Gute obsiege, steht dazwischen – dem Felsen gleich – der »immer stärker werdende Frauenwiderstand«. Also spricht die »Stimme der Gegnerin«!

Kommentar einer Befürworterin (Frau Anneliese Villard-Traber, NZZ, 12. April 1966, Mittagsausgabe): Ein »Antifrauenstimmrechtskuchen! . . . Er spricht besonders jene nüchtern Denkenden unter den Schweizer Männern an, die fürchten, bei Einführung des Frauenstimmrechts ihre Gefühle differenzieren zu müssen . . . Ohne sich geistig anstrengen zu müssen, ohne Umdenken oder sich lästigem Neuen zuwenden zu müssen, fühlen sie sich in ihrer Männlichkeit bejaht und werden daher jedes Brösmeli des Kuchens geniesserisch kosten.«

Argumente, Gründe und Beschimpfungen

Mit obiger Kuchengeschichte sind wir nun unversehens in die Sphäre des häuslichen Herdes gelangt. Was aber – wie das vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag – keineswegs einen Niveauverlust bedeutet. Ein solcher ist erst mit der Einführung des Frauenstimmrechts zu befürchten. Wem das nicht ganz einleuchtet, der lasse sich von Kantonsrat Dr. W. Hochuli aufklären. Er votierte am 16. Mai (laut Verhandlungsbericht der NZZ): »Dem zu gewärtigenden Verlust an kultureller Substanz (bei Einführung des Frauenstimmrechts) stünde kein echter Gewinn gegenüber.« Die also zum Ausdruck gebrachte ernste Besorgnis unserer Volksvertreter um die »kulturelle Substanz« ist – gerade für uns Studenten – wirklich hocherfreulich und lässt einen um die Zukunft unserer abendländischen Kultur nicht bange sein.

Auch Kantonsrat H. Schalcher beschäftigte sich anlässlich der Frauenstimmrechtsdebatte mit der Niveaufrage: »Er macht den Rat aufmerksam auf die enttäuschende Art, wie die Befürworterinnen teilweise den Kampf gegen die Gegnerinnen führen. Man ergeht sich in Beschimpfungen, man sucht nicht das Gespräch. Man kann sich fragen, ob das ein Reifezeugnis ist« (NZZ-Verhandlungsbericht, 16. Mai 1966). In der Tat: Bei politischen Diskussionen unter Männern ist das mit dem »Reifezeugnis« schon eine ganz andere Sache, oder will einer behaupten, dass sich männliche Abstimmungskämpfer je in »Beschimpfungen ergangen« sind!

Umso mehr muss es da den Unvoreingenommenen erstaunen, wenn Frau Rose-Marie Straubinger, eine dezidierte Antisuffragete, dem blütenweissen Prospekt, den ihr kantonsrätliche Mitstreiter von der helvetischen Männerpolitik entworfen hat, folgendes entgegenhält: »Ja, leider ist die Politik eine sehr schmutzige Angelegenheit, und nur wenige Frauen würden seelisch durchhalten in den damit verbundenen Kämpfen und Intrigen« (NZZ, 23. April, Samstagausgabe).

Dieses eher despektierliche Urteil über uns Männer und unsere Politik ist jedoch nicht das einzig Verwunderliche, das man dem erwähnten Artikel entnehmen kann. Weiter oben heisst es: »Wie immer die Dinge liegen mögen, so kann man den Gegnern (des Frauenstimmrechts) eines nicht absprechen: sie kämpfen nicht in ihrem eigenen Interesse!« Die schüchterne Frage sei erlaubt: Für wen (oder was) denn – sehr verehrte Frau Straubinger – wird so eifrig gekämpft?

Irrationales Misstrauen des Mannes

Dass die Diskussionen um die Einführung des Frauenstimmrechts auch psychologische Fragen aufwerfen, kann – wenn man bedenkt, dass sogar biologische Argumente ins Feld geführt werden – nicht erstaunen. Hier sei vor allem auf den Aufsatz »Warum lehnen die Männer das Frauenstimmrecht ab?« (Zeitschrift für »Psychologische Menschenkenntnis«) von Dr. M. Kröner näher eingegangen.

In der Einleitung weist der Verfasser auf die verschiedenen, im Laufe unserer Geschichte aufgetretenen Manifestationen eines irrationalen männlichen Misstrauens gegenüber der Frau hin. Die Höhepunkte solcher Antipathien bildeten die grausigen Hexenverbrennungen des Mittelalters, wo man im Verlaufe von ca. 300 Jahren Hunderttausende von unschuldigen Frauen auf dem Scheiterhaufen umkommen liess. Noch Ende des letzten Jahrhunderts mussten sich wagemutige Frauen den Zugang zu unsern Universitäten gegen die vereinigte männliche Bornierheit regelrecht erkämpfen. Heute hat sich die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft entschieden verbessert, ihre Leistungen in den verschiedensten Tätigkeitsbereichen werden – mit wenigen (beschämenden) Einschränkungen – anerkannt. So läge es denn eigentlich in der logischen Entwicklung zur (geschichtlich gewachsenen) Gleichberechtigung, auch den letzten Hort männlichen Exklusivitätsdünkels aufzugeben und den Frauen das Stimmrecht zuzugestehen. Die Gegenargumente sind im wesentlichen die gleichen, die man schon anno dazumal bei den Fragen des Frauenstudiums oder der Berufsausübung durch die Frau starrköpfig verkündet hatte.

Mit der Frage »Welche Gruppe der Männer ist gegen das Frauenstimmrecht«? stösst Dr. Kröner ins Zentrum seiner Untersuchung vor. Er führt aus: »Es handelt sich (bei den Frauenstimmrechtsgegnern) sozusagen immer um den konservativen Menschentypus, der auch sonst die Probleme des Lebens und der Gemeinschaft mit starren Formeln und rückständigen Maximen lösen will . . . Konservative Menschen sind innerlich sehr unsicher. . . Eine Art von Kompensation ist ein verschärftes Machtstreben, die Tendenz, andere Leute zu unterdrücken, zu missachten, zu verkleinern.« Nach der Aufzählung einer Reihe von Aeusserungen dieses (unbewussten) Machtwillens beim konservativen Menschen heisst es in dem Artikel weiter: »Dasselbe gilt nun für die Frage des Frauenstimmrechts. Konservative Männer meinen, sie würden an Wert verlieren, wenn ihre Frauen gleiche Rechte hätten. Sie wollen ein Reservat männlicher Machtausübung bewahren, innerhalb dessen ihnen die Frau ‚nicht in die Karten gucken kann'. Es werden alle möglichen Einwände hervorgeholt, die diese emotionelle Ablehnung plausibel machen sollen.« Noch deutlicher wird Psychologe Dr. Kröner weiter unten: »Sagen wir es ganz offen: nur ‚Spiessbürger' fürchten die Frau als Partnerin, er will sie insgeheim als Untergebene, als zweitrangige Person, als soziale ‚Unterschicht' sehen. Die innerlich Kleinen und Kleinmütigen sind immer darauf aus, jemanden zu haben, der ihnen unterlegen ist: dann können sie sich überlegen fühlen.«

Kommentar des Chronisten: Kommentar überflüssig!

Unerschütterliche männliche Autorität

Um die Antifrauenstimmrechtler jedoch nicht zu kurz kommen zu lassen, sei zum Schluss noch auf einige besonders markige Aphorismen von dieser Seite verwiesen. Was den Betrachter dabei immer wieder rührt, ist die Selbstlosigkeit, mit der gegen das Frauenstimmrecht gerungen wird. Befürchtete doch – aufrichtig besorgt um den reinen Fortbestand des männlichen Geschlechts – eine Stimmrechtsgegnerin an einer Diskussion in Zürich: ». . ., die Männer werden keine ganzen Männner mehr sein, wenn der Leistungswettstreit der Frau mit dem Manne noch weitergehe . . . « (NZZ, 3. April 1966, Sonntagsausgabe).

Auch die erwähnte Frau Rose-Marie Straubinger eilt der bedrohten Männlichkeit mit eifriger Feder zu Hilfe; sie schreibt (in dem oben erwähnten Artikel): »Längst planen die Befürworterinnen des Frauenstimmrechts eine Abänderung des Familiengesetzes. Es sollen der Frau die gleichen Rechte verliehen werden hinsichtlich der Wahl des Wohnsitzes der Familie, bei Meinungsverschiedenheiten in der Erziehung der Kinder und bei der Wahl einer beruflichen Tätigkeit der Frau.« Potztausend! Das fehlte gerade noch, dass die Schweizer Frau zur Wohnsitzwahl oder zur Erziehung ihrer Kinder etwas zu sagen hat! Wo kämen wir da hin! Offenbar fragt sich das auch die antistimmrechtlerische Artikelschreiberin, tief beunruhigt lässt sie die obigen Ausführungen in den kummervollen Ausruf ausmünden: »Wo wird die Autorität des Familienvaters bleiben?«

Demgegenüber hatte Kantonsrat Dr. Mettler – wie sich das für einen ritterlichen Volksvertreter gehört – mehr das Wohl des schwachen Geschlechts im Auge, als er am 23. Mai orakelte: »Wenn Frauen politisieren, geht ihnen einfach etwas ab.«

Als noch realitätsnaher erwies sich anlässlich einer Fernsehdiskussion vom 20. Juni ein gewisser Herr Bisang, der dem Publikum als Architekt und Antifrauenstimmrechtler vorgestellt wurde. Im Laufe der Sendung entpuppte er sich zudem noch als differenzierter Denker und furchtloser Kämpfer für die Gerechtigkeit. Nicht einmal vor den Tabus helvetischer Tabus schreckte der Herr Bisang zurück. Mutig sprach er – obwohl das eigentlich gar nicht zum Thema gehörte – vom schweizerischen Malaise! Und, um trotzdem den Faden der Diskussion nicht zu verlieren, tat er gleich anschliessend folgenden erstaunlichen Gedankensprung: Das Malaise würde durch zusätzliche Stimmbürger (resultierend aus der Einführung des Frauenstimmrechts) nur noch vergrössert! Demjenigen Fernseher jedoch, der ihm nicht bis in die schwindelnde Höhe seiner genialen Gedankengänge folgen konnte, rechnete selbiger Herr Bisang schlicht die erschreckende Tatsache vor, dass es in unserem Lande notabene 200 000 mehr stimmberechtigte Frauen als Männer geben würde. Darum, o Eidgenossen, hütet euch vor dem Frauenstimmrecht! (Letzteres sprach zwar Herr Bisang nicht aus, war aber aus seiner sorgenvollen Miene deutlich zu ersehen.)

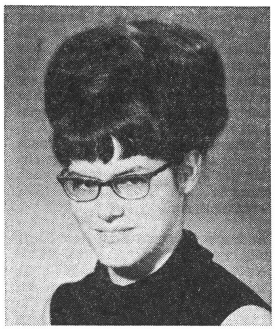
*

Am 26. Juni hat Basel-Stadt als erster deutschsprachiger Kanton den Frauen das kantonale Stimm- und Wahlrecht zuerkannt. In absehbarer Zeit – das genaue Abstimmungsdatum ist noch nicht festgelegt – werden die Zürcher Männer über die gleiche Angelegenheit zu entscheiden haben . . .

. . . in Zürich noch Illusion

Frauenstimmrechtstag in Zürich am 1. Februar 1966. Stimmrecht ist Menschenrecht.

GALERIE



»Hanni«

Hanni Scheidegger, besser bekannt unter dem Namen »'s Chemie-Hanni«, kennt wohl jeder Polyaner, dessen Wahrnehmungsspektrum eine Absorptionslinie für überschlanke, charmante Personen weiblichen Geschlechts besitzt. Hanni einem breiteren Publikum vorzustellen, stösst freilich auf Schwierigkeiten, weil Persönlichkeiten mit solcher Vielseitigkeit und Lebensfreude zum vornherein einer nüchternen Beschreibung spotten: Ein stinkfrecher Buchfink, der sich zutraulich heranwagt und um Nüsschen bettelt, im nächsten Augenblick aber schon vom nahen Baum herunter denjenigen fröhlich auslacht, der ihm näher zu kommen versucht hat.

Unerschrocken, tatkräftig hat Hanni sich aller Aufgaben entledigt, die man ihr aufgebürdet hat – und deren gibt es viele. So ist der Vorstand der Chemikerstudenten am Poly bald auf die neue Kommilitonin aufmerksam geworden. Am CECEC-Kongress hat Hanni zum erstenmal beim VCS mitgearbeitet. Mancher der damaligen Gäste aus ganz Europa wird noch heute von den durchgefeierten Nächten und von unserer Hanni träumen, auch wenn er schon längst vergessen hat, was CECEC bedeutet.

So eingeführt in studentische Arbeit, ging's nicht lange ohne Aemtchen. Hanni wurde Kulturministerin beim VCS. Erfolg: sagenhaft! Hunderte von Karten für Theater, Konzerte, Vergnügungen und Anlässe aller Art hat Hanni an den Mann gebracht. In kürzester Zeit war die Mär vom kulturlosen Poly Lügen gestraft. Keiner konnte widerstehen, weder Konzertagenturen, Zirkusdirektoren, Dirigenten, Manager und Kassenfräulein noch die vielen Studenten, die ihr die Karten manchmal förmlich den Händen entrissen haben. Wer genug gearbeitet hat und nicht wusste, wo und wie er seine freien Abende verbringen sollte, hat im Labor nachgeforscht. Was er gefunden hat, waren nicht nur H_2S und andere üble Dämpfe, Reagenzgläser, Bunsenbrenner, Nutschen und Glasapparaturen, sondern auch Rat beim »Chemie-Hanni«. Wenn die Sorgen drückten und die Kümmerchen plagten, der unterhielt sich mit ihr – und ging fröhlich und beschwingt von dannen. Begeisterungsfähigkeit, die Hanni auf jeden andern übertragen konnte, das war ihr Rezept. Selber Hand anlegen, mitarbeiten und (vor allem) mitzufeiern, heisst ihre Losung.

Kegeln, jassen, mehrwöchige Festivitäten bei der Wahl des ehemaligen VCS-Quästors zum neuen VSETH-Präsidenten – nichts hat Hanni ausgelassen. Wenn es gar nicht mehr ging, hat es sich für zwei, drei Stunden hingelegt und nachher purlimunter mit ihrem unverwüstlichem Humor und ihrem ansteckenden Lachen alle wieder unterhalten.

Jetzt hat es sein Studium für ein Jahr unterbrochen. Als Lehrerin, zu Hause in Solothurn, verdient es sich das restliche Studiengeld. Wir wünschen Dir viel Glück und Erfolg im Studium und erwarten sehnlichst den Augenblick, wo die Lücke im Polyleben wieder aufgefüllt ist. Wer aber könnte dies tun, wenn nicht Du selbst? *Sergio Pellegrini*

Vietnam: Es ist falsch, dass . . .

In der letzten Nummer des »Zürcher Studenten« stellte uns die Redaktion zwei Beiträge zum Thema »Vietnam« als Beispiele marxistischer Geschichtsinterpretation vor. Man möchte beifügen: auch marxistischer Geschichtsfälschung.

Die Verfasser, Hans Joachim Kreimer und Emilio Modena – Mitglieder der »Fortschrittlichen Studentenschaft« –, berichten über eine Tagung des »Sozialistischen Deutschen Studentenbundes«. Es handelt sich dabei um eine Organisation, die keineswegs eine studentische Gruppierung der Sozialdemokratischen Partei darstellt, sondern vielmehr sehr weit links von ihr steht. In den letzten deutschen Wahlen forderte der SDS seine Anhänger auf, der von Pankow ferngesteuerten »Deutschen Friedensunion« die Stimme zu geben. So viel zur Optik der Berichterstatter!

Das soll nicht heissen, es seien sämtliche Feststellungen Kreimers und Modenas als marxistisches Lügengespinst abzutun. Die Lage der Bauern gegenüber den Feudalherren etwa ist völlig richtig gezeichnet. Erst im Moment, wo die Wünschbarkeit eines kommunistischen Endsieges bewiesen werden soll, wo der Kampf der Guerillas als Kampf der Gerechten um das Recht erscheinen muss, wird zu Verzeichnungen, Entstellungen und Unterschlagungen wesentlicher Tatsachen Zuflucht genommen.

Falsch ist etwa die Feststellung, dass 1945 die »sozial-revolutionären Vietminh-Partisanen in den von den Japanern gesäuberten Gebieten eine radikale Umwälzung der Besitzverhältnisse eingeleitet und sich dabei die entscheidende Sympathie der armen Bauernmassen gesichert« hätten. Zwar begrüsste die Bevölkerung die nach dem Abzug der Japaner im August 1945 in Tongking einmarschierenden Vietminh – in deren Reihen bereits die Kommunisten dominierten –, doch führten die Art und Weise der darauf durchgeführten »Wahlen«, Terror und Verfolgung des Ahnenkultes bald zu einem Meinungsumschwung. Dieser zwang schliesslich Ho Chi Minh, bereits im Dezember das Kabinett durch die Aufnahme nichtkommunistischer Gruppen zu erweitern, also ein Jahr vor dem Bruch Frankreichs mit Ho Chi Minh und der Wiederaufnahme des Partisanenkrieges.

Die wiedergegebenen Aeusserungen zu dem Genfer Abkommen von 1954 lassen wesentliche Tatsachen beiseite, weswegen im folgenden ein ganz knapper Ueberblick über das Vertragswerk gegeben werden soll. Im Laufe des seit Ende 1946 mit den Vietminh geführten Guerillakrieges kam Frankreich zur Ueberzeugung, als Kolonialmacht nicht zum Ziele gelangen zu können. Es verlieh daher Vietnam (d. h. Cochinchina, Annam und Tongking) 1950 die volle Souveränität im Rahmen einer geplanten »Union française«, einer Art Commonwealth, das dann nie zustande kam, und führte den Krieg fortan als verbündete Macht der Saigoner Regierung Kaiser Bao Dais weiter. Infolge der weiteren Rückschläge erfolgte 1954 eine erneute Wendung der französischen Politik, indem sie nunmehr nur noch darauf bedacht war, die aussichtslose Angelegenheit zu liquidieren und das korrupte und unfähige Regiment Bao Dais sich selbst zu überlassen. Dadurch entstand das Genfer Vertragswerk.

Es handelt sich dabei, soweit es Vietnam anbelangt, um zwei Dokumente, nämlich a) ein Waffenstillstandsabkommen zwischen der französisch-vietnamesischen Armee und den Vietminh und b) der Schlusserklärung der Konferenz über Indochina. Das Waffenstillstandsabkommen wurde von einem französischen Vertreter und einem Delegierten der Vietminh unterzeichnet. Es legte die heute noch gültige Demarkationslinie fest, wobei der Bevölkerung die Möglichkeit zur Auswanderung in die andere Zone eingeräumt wurde. Beide Parteien hatten ihre Truppen zurückzuziehen. Die Schlusserklärung hielt daran fest, dass diese Demarkationslinie keine politische Grenze sei und daher die Behörden beider Zonen provisorischen Charakter hätten. Im Juli 1956 sollten in diesen unter der Aufsicht einer Waffenstillstandskommission (Kanada, Polen, Indien) freie Wahlen zur Durchführung gelangen.

Die in ihrem Widerstandswillen von den USA bestärkte Saigoner Regierung trat, was ihr als Vertreterin eines unabhängigen Staates zustand, weder dem Waffenstillstandsabkommen noch der Schlusserklärung bei, sondern legte Protest ein. Saigon forderte von den Grossmächten die Anerkennung als einzige legale Regierung im Lande und die Wiederherstellung ihrer faktischen Autorität im ganzen Land. Erst dann sollten unter der Kontrolle der Vereinten Nationen Wahlen stattfinden.

Die USA schlossen sich dem Abkommen ebenfalls nicht an. Sie nahmen zwar den Waffenstillstand zur Kenntnis, anerkannten aber die Teilung des Landes nicht, sondern betonten, »dass die Völker ein Recht darauf haben, über ihre Zukunft selbst zu bestimmen«. Die Behauptung, Washington habe dadurch »die Rechtsgültigkeit des Abkommens praktisch anerkannt«, d. h. sich den Verträgen faktisch angeschlossen, ist aus der Luft gegriffen. Es hätte in diesem Falle nämlich niemand die USA gehindert, das Abkommen auch zu unterzeichnen!

Von einer »Hintertreibung« der freien Wahlen im Süden durch Ngo Dinh Diem, der unterdessen Bao Dai abgelöst hatte, kann ebenfalls nicht die Rede sein, da Saigon in Genf nicht unterschrieben hatte und sich daher auch nicht an den Vertragstext halten musste. Ho Chi Minhs Vertreter hatte dagegen unterschrieben – über die von ihm durchgeführten »Wahlen« brauchen wir kaum etwas beizufügen. (Kreimer und Modena) schweigen sich über diesen Punkt klugerweise aus.

In dem in zahlreiche politische Gruppen, militante Sekten und Cliquen zersplitterten Süden wäre es wohl auch einem fähigeren Staatsmann, als Ngo Dinh Diem es war, schwergefallen, ein demokratisches Regiment auszuüben. Ngo Dinh Diem, der sich auf den Feudaladel und die höheren Beamten stützte, versuchte es gar nicht, sondern ging gegen seine Gegner, ob sie nun Kommunisten waren oder nicht, gewaltsam vor. Diese begaben sich deswegen in den Untergrund, wo sie die – im Widerspruch zum Genfer Abkommen – teilweise nicht nach Norden zurückgezogenen Vietminh verstärkten. Während einer Zeit scheinbarer Ruhe – 1957–62 – erfolgte im geheimen der Aufbau der heutigen Nationalen Befreiungsfront (»Vietcong«). Als Kader dienten von Anfang an nordvietnamesische Offiziere und Unteroffiziere – ähnlich den amerikanischen Beratern auf der Gegenseite. Dennoch ist das Verhalten Nordvietnams nach dem Urteil der Verfasser ein »defensiver Akt«, dasjenige der USA dagegen eine »massive Intervention«.

Unterdessen gelang es, so wissen es Kreimer und Modena, Ho Chi Minh, »das Vertrauen . . . der Bauern endgültig zu gewinnen«. Die innige Liebe zu ihrem neuen Landesvater bezeugten von diesen zunächst 800 000 dadurch, ihre Heimat, mit der sie infolge der Ahnenverehrung tiefer als andere Menschen verbunden waren, zu verlassen. Noch am letzten Tag der Frist von 300 Tagen stürzten sich Hunderte von ihnen ins Meer, um den überfüllten Transportschiffen nachzuschwimmen.

Auch China, erfahren wir, ist »eingekreist«, »überhaupt befinde sich der Kommunismus heute weitgehend in der Defensive . . .« Wie etwa Tibet treffend beweist! Leider sind nicht nur wir etwas anderer Meinung, sondern auch der chinesische Verteidigungsminister Lin Piao, wenn er in Nordamerika und Westeuropa »die Städte der Welt« sieht, die »von den sie umgebenden Landgebieten«, »den proletarischen Nationen« Afrikas, Asiens und Lateinamerikas »eingeschlossen« würden, selbstredend unter der Führung Chinas.

Auf Grund solcher Einsichten gelangen die Verfasser schliesslich zu einem politischen Rezept: »Daher stehen den Entwicklungsländern auf lange Sicht nur zwei Wege offen: Entweder eine tiefgreifende soziale Umgestaltung der Gesellschaft auf der Grundlage einer kommunistischen Diktatur oder eine Militärdiktatur im Interesse der herrschenden Klassen.« Dass der erste Weg der bessere ist, sollten auch die USA endlich begreifen, denn eine »Neuorientierung der Vereinigten Staaten auf der Grundlage ihrer freiheitlichen Tradition (?)« tut bitter not.

Ob den Entwicklungsländern durch die Uebernahme des kommunistischen Systems wirklich wirtschaftlich gedient wäre, möchten wir bezweifeln; es ist indessen Sache der Nationalökonomen, sich damit auseinanderzusetzen. Eines aber ist sicher: Wo immer sich der Kommunismus, insbesondere der Kommunismus asiatischer Prägung, durchsetzt, da wird das Individuum preisgegeben. Es gibt, sofern das System vollständig durchgeführt wird, keinen denkenden Menschen mehr, sondern nur noch synthetische Produkte der dialektischen Methode. Das zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit gerade bei den Soldaten und Offizieren der früheren Vietminh und heutigen Vietcong. Ständige propagandistische Bearbeitung und sich immer wiederholender Zwang zur Selbstkritik machen den Volkssoldaten einer asiatischen Revolutionsarmee zum eigentlichen Kampfautomaten. Wir wissen von mehreren Offizieren, welche diese dauernde Zermürbung nicht mehr aushielten und Selbstmord begingen. Andere, die eigenständige Meinungen vertraten, wurden liquidiert, so etwa 1954 der Stellvertreter General Giaps, General Nguyen Binh.

Was der einzelne im kommunistischen System wert ist, zeigt ein Ausspruch General Giaps, des heutigen Verteidigungsministers Nordvietnams: »In jeder Minute sterben in der Welt Hunderttausende von Menschen; so sind Leben und Tod von Hunderten, Tausenden sogar Zehntausenden von Menschen, und seien sie unsere Landsleute, nur von geringer Bedeutung.«

Es ist anzunehmen, dass auch die Verfasser um die Verachtung alles Humanen durch den Kommunismus wissen. Wenn sie daher einerseits mit humanitären Argumenten – die an sich stichhaltig sind – gegen Ngo Dinh Diems und seiner Nachfolger Regime polemisieren und eine Landreform fordern, anderseits aber der Einführung des ahumansten Systems der Welt, des Kommunismus, das Wort reden, so widersprechen sie sich selbst. Angesichts dieser Forderung erkennen wir jene menschlichen Appelle von ihrer Seite als Verbrämungen, die das wahre Ziel tarnen sollen. Wir halten die Verfasser zu einer solchen Argumentation nicht für kompetent.

Helmut Meyer, Cand. phil I

Berechtigter Protest? Vor der Vien-Hoa-Dao-Pagode in Saigon, dem Widerstandszentrum gegen die Regierung Kys.

echo

Schweizer Kühe in der Arena

Lieber Kurt,

Ich bezweifle nicht nur, ob Du etwas vom Standpunkt eines zukünftigen Akademikers anschauen kannst, sondern auch Deine Kenntnisse über das Fest des spanischen Stierkampfes. Deine Ausführungen führen leicht zur Vermutung, dass in Dir ein Schweizer Bürger ruht, eingenebelt in der Vorstellung, dass Dich wohl die Amerikaner um Dein Urteil über Vietnam und die europäische Oeffentlichkeit um Dein Urteil über den Stierkampf fragen sollten. Anders kann ich es mir nicht vorstellen, dass Du Dir ein solch dilettantisches Urteil, im Sinne empörter »Blick«-Leser, zumuten kannst.

Ich begrüsse diese Bildreportage des »Zürcher Studenten«. Schliesslich sollte, wie Du es schön nennst, »eine mehrtausendköpfige Gesellschaft, die sich selber zum Teil als gegenwärtige und zukünftige Träger der Kultur betrachtet«, imstande sein, sich ein kritisches Urteil zu bilden. Du wirst ja wohl wissen, was eine gute Kritik voraussetzt: gründliche Sachkenntnis. Aus diesem Grunde hättest Du Dir vielleicht lieber die Entrüstung und die Tinte gespart.

Ich bin ein Anhänger des Stierkampfes, aber es liegt mir fern, ihn zu verteidigen, weil man eine erwiesene Tierquälerei nicht bestreiten kann. Dabei sollte man aber doch noch bedenken, dass der Grund des Kampfes nicht die Quälerei, sondern der Kampf ist. Bedenklich jedoch finde ich Darstellungen des Stierkampfes, welche nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

Zu Deiner Meinung über die Bestrebungen, die im Gange sind, um dem Stierkampf seine Brutalität zu nehmen, kann ich Dir nur folgendes sagen: Durch die jahrhundertalte sorgfältige Zucht der Kampfstiere wird deren Qualität nur besser und die Art keineswegs zahmer, was kaum zu weniger Brutalität führen wird, wenn man die Stierkämpfe im üblichen Rahmen weiterführt. Aber vielleicht könntest Du – um die Brutalität zu vermeiden und im Sinne Deiner edlen schweizerischen Oberaufsicht über die Geschehnisse in der Welt – Schweizer Kühe nach Spanien senden, die tragen ja bekanntlich auch Hörner.

Doch ich glaube, die Gegner des Stierkampfes ausserhalb Spaniens sollten sich an die Worte des Frankfurter Zoodirektors halten, der ungefähr folgendes sagte: Es bleibt uns nichts anderes übrig, sofern wir den Stierkampf nicht bejahen, als bei unserem Aufenthalt in Spanien ihn nicht zu besuchen und somit nicht zu unterstützen.

Mit freundlichen Grüssen

Jürg Bosshardt

Zum Ausbau der ETH

Eine Korrektur

Herr Dipl.-Arch. Hanhart vom Eidg. Bauinspektorat V hat uns auf einen Fehler in der letzten Nummer aufmerksam gemacht. Unter dem Titel »Verantwortlich beim ETH-Ausbau« stellten wir das Eidg, Bauinspektorat wie folgt vor:

»Es wurde extra für die grossen Bauvorhaben der ETH gegründet. Als eigentlicher Bauherr verteilt es den einzelnen Firmen die Bauaufträge. – Vorsteher ist Herr Dipl.-Ing. Hanhart.«

Dazu Herr Dipl.-Arch. Hanhart:

»Diese Information ist vollumfänglich unzutreffend. Sie müsste richtig so lauten: Die Eidg. Bauinspektion V. Sie wurde 1963 im Hinblick auf die grossen Bauvorhaben der ETH durch Loslösung aus der Bauinspektion Zürich geschaffen. Als Baufachorgan hat sie die Oberaufsicht über die Projektierung der einzelnen Bauvorhaben. Bauinspektor für ETH-Anlagen ist Herr Dipl.-Arch. Hanhart.«

-Red.-

Die Blick-Story

Von Toni Lienhard

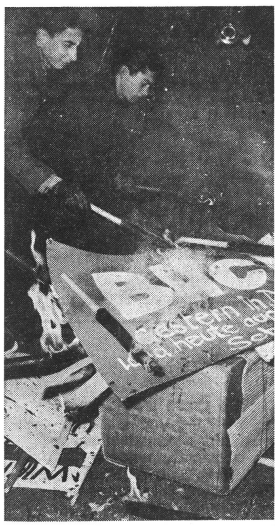
Am 14. Oktober 1959 erschien der erste Blick. Er war von da an und ist immer noch Objekt zahlreicher, auch öffentlicher Diskussionen, was nicht erstaunlich ist, lebt doch die öffentliche Diskussion in der Schweiz vorwiegend in den Zeitungen, und diese interessierten sich natürlich für *Blick*. Daneben messen sich die traditionellen schweizerischen Zeitungen nicht nur eine informative, sondern auch eine politisch-meinungsbildende Funktion zu, welche vom Boulevardjournalismus nicht erfüllt wird, zumindest nicht in der verantwortungsbewusst genannten Weise, wie es die traditionelle Presse zu tun behauptet. Das störte und reizte zu vehementem Widerspruch, dessen Argumentationen seit 1959 eher mit einer gewissen Werbewirksamkeit für *Blick* als mit Erfolg gegen *Blick* durchgespielt wurden und die als bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

Basis einer Diskussion, die nicht nur Meinungsmacherei (und bei den Zeitungen Wasser auf die eigene Mühle resp. das eigene Redaktionsprogramm) sein will, kann allerdings zum einen nur zeitungswissenschaftliche Klärung des Boulevardjournalismus im allgemeinen sowie des Boulevardjournalismus in der Schweiz im besondern und zum andern das Wissen um die »Geschichte« des Blicks *sein. Soweit der Platz reicht, soll das hier unternommen werden.*

Zuerst eine deutsche Idee

Als erster hatte der Deutsche Helmuth Kindler vom Verlag Kindler und Schiermeyer in München die Idee, ein schweizerisches Boulevardblatt zu gründen. H. Kindler besass im Tessin ein Ferienhaus und bemerkte das Fehlen einer solchen Zeitung im schweizerischen Blätterwald. Er beauftragte Felix von Schuhmacher (aus derselben Familie wie der *Weltwoche*-Gründer, bis anfangs der 50er Jahre Chefredaktor der *Sie und Er*, welche er auf Grund der sog. »Chinesenaffäre« verlassen musste, darauf Redaktor bei der *Woche* in Olten, dann Chefredaktor der *Revue* vom Verlag Kindler und Schiermeyer, schliesslich Chefredaktor des Blattes *Die Bunte* vom Burda-Verlag), sich einmal auf die Suche nach einer geeigneten Druckerei zu machen. F. von Schumacher landete bald bei der Jean Frey AG in Zürich. Jean Frey, der gute Beziehungen zum Hause Ringier hatte, informierte den Ringier-Verlag von den Plänen Kindlers.

Nun bestand aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, da der Ringier-Verlag noch aktiv beim Schweizerischen Zeitungsverleger-Verband (SZV) mitmachte, eine Abmachung zwischen Ringier und dem SZV: Ringier wollte



Studenten gehen auf die Strasse: gegen den »Blick«

damals sein Produktionsprogramm auf illustrierte Wochenzeitschriften beschränken und keine Tageszeitung gründen, unter der Bedingung, dass die dem SZV angeschlossenen Zeitungsverleger den Bildteil der Tageszeitungen nicht weiter ausbauten. Diese Abmachung, die nur in einem Protokoll einer SZV-Sitzung erwähnt ist, war allerdings nie ein juristisch bindender Vertrag gewesen und war ausser Gebrauch gekommen.

Einerseits betrachtete der Ringier-Verlag die Pläne Kindlers als Einbruch in seine Domäne der illustrierten Presse, ist doch ein Boulevardblatt wesentlich stärker illustriert als eine traditionelle Schweizer Zeitung (oder war es in diesem wesentlichen Mass bis 1959.) Der Ringier-Verlag suchte, kaum hatte er davon erfahren, Verbindung mit Helmuth Kindler, um zu einer Abmachung über die Herausgabe dieser ersten schweizerischen Boulevardzeitung zu gelangen. Beide Gesprächspartner wollten jedoch eine Mehrheitsbeteiligung am Projekt; die Verhandlungen scheiterten.

So entschloss sich das Haus Ringier, innert kürzester Zeit *ohne* Kindler eine Boulevardzeitung zu schaffen. Dass der Ringier-Verlag, der eine der grössten Druckereien unseres Landes besitzt, vorher nie an einen solchen Schritt gedacht hatte, geht aus der Tatsache hervor, dass er in der Folge den *Blick* nicht selber drucken konnte, sondern den Druckauftrag anderweitig vergeben musste: die Ringier-Druckerei war auf einen solchen Auftrag nicht eingerichtet und vorbereitet. Der Verlag Kindler und Schiermeyer beugte sich darauf dem Willen des Ringier-Verlags und gab sich mit einer Minoritätsbeteiligung zufrieden.

Die AG für Presse-Erzeugnisse

Als Herausgeber des *Blicks* wurde eine Aktiengesellschaft mit dem Namen AG für Presse-Erzeugnisse und Sitz in Zürich gegründet. Die Aktienverteilung war bei der Gründung wie folgt:

Ringier-Verlag	*40%*
Weltwoche-Verlag, Jean Frey AG und andere	*35%*
Verlag Kindler und Schiermeyer	*25%*

Die Minoritätsbeteiligung des Verlags Kindler und Schiermeyer hatte den Vorteil, dass dadurch Spezialisten in der Boulevardblatt-Gestaltung zur Verfügung standen, wie sie in der Schweiz fehlten. Der Druckauftrag ging an die Jean Frey AG.

Aufgrund der scharfen Pressekommentare gegen *Blick* schied der Weltwoche-Verlag aus »geschäftspolitischen« Gründen bald aus der AG. Seine Aktien übernahm der Ringier-Verlag, der nun 75% des AK besass. Seither haben sich die Verhältnisse erneut geändert, indem auch Kindler und Schiermeyer ausschieden und die Aktien von den schweizerischen Aktionären übernommen wurden, so dass sich *Blick* heute voll in schweizerischen Händen befindet. (Am 28. August 1959 wurde die AG für Presse-Erzeugnisse mit einem Aktienkapital von drei Millionen Franken im Handelsregister eingetragen, am 17. November 1961 wurde das Kapital auf vier Millionen Franken erhöht und beträgt heute 6 Millionen Franken.)

Das alles geschah von Anfang 1959 bis in den Herbst 1959. Die lange Vorbereitungszeit, welche es braucht, will man eine neue Zeitung lancieren, war also sehr eingeschränkt durch den Plan Ringiers, den Deutschen zuvorzukommen. Gründe für diesen Plan waren, dass sich der Ringier-Verlag natürlich das Geschäft nicht entgehen lassen wollte, dass er ein Boulevardblatt als Einbruch in seine Domäne der illustrierten Presse betrachtete, dass er auch (er ahnte einigermassen, dass der *Blick* lange Zeit ein Defizitgeschäft sein würde) der einzige Verlag in der Schweiz war, der die nötigen Investitionen in der kurzen Zeit, die zur Verfügung stand, aufbringen konnte. Nicht zuletzt aber wollte er damit verhindern, dass ein ausländischer Verlag eine schweizerische Boulevardzeitung – mit allem, was das für die Schweiz bedeutet hätte – herausgab. Man muss dem Ringier-Verlag also mindestens zugute halten, dass er auf einiges Risiko hin erreichte, dass wir heute kein in Deutschland konzipiertes und einem deutschen Verlag gehörendes schweizerisches Boulevardblatt haben. Wie gross das Risiko war, d. h. wie gross die Schwierigkeiten finanzieller, organisatorischer und redaktioneller Art waren, die nun den Ringier-Verlag erwarteten, wusste dieser allerdings noch nicht in dem Mass, wie es dann eintraf. Wer weiss, was er sonst getan hätte . . .

Die Finanzierung

Es war von Anfang an vorgesehen, *Blick* als frühe Morgenzeitung erscheinen zu lassen. Die Kosten des Druckes in der Nacht sowie der Redaktion in ihrer dem Boulevard gemässen Arbeitsweise (sehr viel Redigieren sowie komplizierter Zeitungsumbruch bis in die Nacht hinein) waren von Beginn an hoch. Dennoch nahm *Blick* bis im März 1961 keine Inserate auf. Man wollte den Blick erst als Inseratenträger zur Verfügung stellen, wenn eine konstante und hohe Auflagezahl erreicht war.

So war der *Blick* (und blieb es auch noch in vermindertem Mass nach März 1961, bis der Verkaufspreis von 25 auf 30 Rappen erhöht wurde) ein Defizitgeschäft. Das Inseratengeschäft lief auch zu Beginn sehr schlecht. Der Schweizerische Inserentenverband, der Verband Schweizerischer Annoncenverwaltungen und -agenturen, der Bund Schweizerischer Reklameberater (BSR) hatten sich bald nach der Herausgabe des ersten *Blicks*, wenn auch nur inoffiziell, gegen das Inserieren im *Blick* ausgesprochen. Erst 1963 sprach sich der BSR in einer ausserordentlichen Generalversammlung noch offiziell gegen *Blick* als Inseratenträger aus. So konnte *Blick* auch in der vom BSR herausgegebenen Schweizer Werbeagenda nicht für sich werben. Dieser Entscheid wurde 1965 aufgehoben.

Am 1. September 1960 startete *Blick* den ersten Versuch, diese Abwehrfront zu umgehen. Er schickte an alle Inserenten der restlichen Ringier-Presse eine Einladung, im *Blick* zu inserieren. Der Versuch scheiterte. So zog er im März 1961 einen gross angelegten Leserwettbewerb auf. Die Inserenten der restlichen Ringier-Presse wurden aufgefordert, Warenpreise zu spenden. Als Gegenleistung nahm der *Blick* kostenlos Inserate auf. Diesmal war der Anfang des Inseratenteils geschaffen. Die ersten Inserenten waren ausschliesslich unabhängige Unternehmen, die mit keinem der Inserenten- und Reklameverbände in Beziehung standen.

Mit der enormen Steigerung der *Blick*-Auflage entfaltete sich das Inseratengeschäft immer mehr. Als vor noch nicht zu langer Zeit eine der fachlich renommiertesten Werbeagenturen der Schweiz, GGK aus Basel, begann, im *Blick* sogar ganzseitig zu inserieren, war dem Boom kein Ende mehr gesetzt.

So mauserte sich der *Blick* finanziell durch. Ein grosses Geschäft ist aus ihm nicht geworden. Würde man heute die Bilanz aus den 6½ Jahren seines Bestehens ziehen, so wäre sie wohl immer noch negativ, obwohl die Zeitung seit der Preiserhöhung einen kleinen Gewinn abwirft. Bis die Verluste der Anfangszeit jedoch eingebracht sind, dürfte es noch Jahre dauern.

Schwierigkeiten mit der Redaktion

Erster Chefredaktor des *Blicks* wurde Felix von Schuhmacher. Die Zusammensetzung des Redaktionsstabs war ein ausgesprochenes Experiment. Es gab in der Schweiz keine Boulevardblatt-Spezialisten, und um solche auszubilden, war auch keine Zeit mehr vorhanden gewesen. Die deutschen Leute aus München konnten nur als Berater, nicht aber als Redaktoren arbeiten. Diese Berater und F. von Schuhmacher hatten sich eine Konzeption des *Blicks* erarbeitet, welche sich nach dem Vorbild der deutschen *Bild*-Zeitung richtete. Der Ringier-Verlag und die restlichen Redaktionsmitglieder strebten eher nach einer Konzeption, wie sie der nachkriegszeitliche *France-Soir* besass. Das führte zu Spannungen. Schon nach drei Monaten wurden die meisten deutschen Berater entlassen. F. von Schuhmacher verliess die Redaktion am 31. Mai 1961. Eine kollegiale Chefredaktion aus bisherigen Redaktionsmitgliedern löste ihn ab, bestehend aus Werner Schollenberger, Claus Wilhelm, Dr. Burkhard und Dr. Leutenegger. Als einziger Boulevard-Presse-Fachmann war noch Klaus Korn, der früher bei der *Bild*-Zeitung gearbeitet hatte, in der Stellung eines Produktionschefs vertreten.

Die Debatten um die redaktionelle Gestaltung gingen weiter. Um diesem Zustand ein Ende zu setzen, stellte man schon Ende August Peter Uebersax als alleinigen Chefredaktor an. Er kam als Nachrichtenfachmann von der United Press International und blieb bis Ende April 1962, um dann wieder zur UPI zurückzukehren (deren Direktor in der Schweiz er heute ist). Werner Schollenberger übernahm nun de facto die Chefredaktion, de jure zuerst mit Claus Wilhelm und Martin Speich, erst ein Jahr später auch de jure allein. Ende Januar 1963 verliess auch Klaus Korn den *Blick* (die Aufenthaltsbewilligung wurde ihm entzogen). Am 8. Februar wurde nach langen internen Diskussionen wiederum eine kollektive Chefredaktion ernannt, Schollenberger musste wieder mit Wilhelm und Speich zusammenarbeiten. Das ging jedoch nicht, so dass er Ende März 1964 den *Blick* verliess.

Seit diesem Zeitpunkt bilden Claus Wilhelm und Martin Speich die Chefredaktion, zu ihnen gesellte sich etwas später noch Charles La Roche.

Die Gründe dieser bewegten Geschichte liegen sicher im zu Beginn dieses Artikels Gesagten: die Vorbereitungszeit, die es gebraucht hätte, um eine erste schweizerische Boulevardzeitung zu schaffen, war zu kurz. So wurde denn am Anfang einiges experimentiert, und nicht alle Experimente gelangen. Ausserdem ist die Aufgabe eines Boulevardblatt-Chefredaktors eine äusserst schwierige, die nicht nur enormes fachliches Wissen, Organisationstalent und Autorität fordert, sondern auch charakterlich und physisch gewaltige Anforderungen stellt.

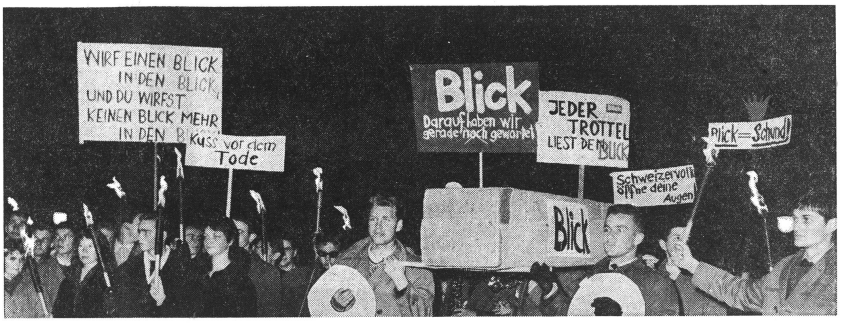
Und heute?

Der *Blick* ist heute fester Bestandteil des schweizerischen Zeitungswesens geworden. Um diese Feststellung kommt man nicht herum. Die Diskussionen, warum er das geworden ist, ob denn das nötig sei und wie ihm zu begegnen ist, gehen weiter. Es ist nicht die Aufgabe dieses Artikels, hier vehement oder gemässigt Stellung zu beziehen. Immerhin können einige weitere Angaben dem Leser dazu verhelfen.

Die folgenden Angaben sind keine Spekulationen, sie beruhen auf seriösen Markt- und Meinungsforschungen im grossen Stil, die im Auftrag des Ringier-Verlags von unabhängigen Institutionen seit 1960 gemacht worden sind. Kindler hatte allerdings schon vorher während längerer Zeit die Marktverhältnisse für eine Boulevardzeitung eingehend abgeklärt.

Für die meisten Leser ist *Blick* eine Zweit-Zeitung. Höchstens die wenigen, die vor 1959 gar keine Zeitung lasen, lesen heute ausschliesslich den *Blick*. Der Hauptharst der *Blick*-Leser hat nach wie vor das in der Region gängige Lokalblatt abonniert. Der *Blick* vorgeworfene nivellierende Einfluss kann also nicht so gross sein, wie seine Kritiker es betonen. Der Schweizer *Blick*-Leser (im Gegensatz zum deutschen *Bild*-Leser, der neben *Bild* meist nichts mehr liest) bezieht die Information, welcher er Gewicht beimisst (beispielsweise der politischen), nach wie vor auch aus seinem Leibblatt. *Blick* informiert ihn vor allem über – gesellschaftskritisch gesehen – sekundäre Angelegenheiten. Gleichzeitig, und das ist seine Hauptaufgabe, unterhält er ihn dabei. Das darf allerdings nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass *Blick* sowohl der gesellschaftskritischen wie der politischen Information – auf seine Art allerdings – ziemlich viel Raum gibt und dabei nicht selten in Widerspruch steht zu Behörden und Parteien.

Der Boulevardjournalismus, Mischung zwischen Information und Unterhaltung (man darf ruhig von unterhaltender Information oder informativer Unterhaltung sprechen), ist für den Leser eine ebenso gemischte Sache: man unterhält sich eigentlich, informiert sich aber gleichzeitig nicht über gesellschaftskritisch gesehen primäre, für den Leser aber doch wichtige Sachen. Diese »Sachen« – Unglücksfälle, Verbrechen, Prominenz, Sex und Stars, buntes Allerlei – sind für ihn wichtig, weil er sie im selben Mass wie die anderen braucht. Der Mensch empfindet als Zeitungsleser nicht nur gesellschaftskritisch.



»Kommt von Draussen rein«: Berner Studenten demonstrieren am 30. Oktober 1959 gegen den »Blick«. (Ringier-Bilderdienst)

Der *Blick* liefert seinem Leser heute vorwiegend den Stoff für unterhaltende, leichte Gespräche, die ihm Bedürfnis sind, während man von seinem Leibblatt die gesellschaftskritische, politische Meinungsbildung erwartet. In unserer immer unübersichtlicher werdenden, alle räumlichen Rahmen sprengenden Gesellschaft ist das Boulevardblatt ja auch Träger jenes Stoffes, der im Mittelalter auf den Märkten und Messen, auf dem Dorfplatz und so weiter behandelt und durchgehechelt wurde. Es darf aber, will man *Blick* nicht einseitig beurteilen, nicht ausser acht gelassen werden, dass sich *Blick* neben der wichtigen Ersatzfunktion für das immer weniger mögliche nachbarschaftliche Gespräch, an dessen Stelle er teilweise tritt, immer wieder darum bemüht, dem Leser auch gesellschaftskritische und politische – nicht zuletzt auch wirtschaftliche – Information zu geben und damit zu seiner Meinungsbildung beizutragen. Auch zeigt die Spalte der Leserbriefe das starke Echo auf die menschlichen Belange, denen *Blick* Raum gibt. Dieses Echo ist umso interessanter als Phänomen, als die Boulevardzeitung täglich neu gekauft und nur in den seltensten Fällen abonniert wird, womit die Bindung Abonnent-Zeitung entfällt.

Natürlich bestehen hier zwischen dem in der Umgangssprache »seriös« genannten Lokalblatt und dem »unseriösen« *Blick* keine fixen Grenzen. Ein Lokalblatt enthält Spalten, die sich bewusst boulevardgemäss geben, die unterhalten oder gar Unterhaltung mit Information mischen.

Dieses Nebeneinander der Zeitungen zeigt, dass *Blick* für die Schweizer Leser, die ihn als unterhaltende Zweit-Zeitung geniessen, eine ganz andere Stellung hat als die *Bild*-Zeitung für die Deutschen.

Anders in der Konzeption . . .

Was hier knapp angedeutet wurde, ist bis in viele Einzelheiten durch andere Untersuchungen erhärtet. Etwa: Umfrage über den Beachtungswert von Information, Unterhaltung, Mischung der beiden auf den verschiedenen Sparten der Berichterstattung, Gegenüberstellung dieser Beachtungswerte zum

Fortsetzung auf Seite 11

FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP

Freisinn und sozialer Fortschritt

Eine Behauptung ... Es wird von linksgerichteten Parteien immer wieder behauptet, sie seien die einzigen Parteien, die sich für soziale Belange einsetzten; die andern Parteien täten nichts oder zu wenig für den sozialen Fortschritt,

... und ihre Widerlegung. Nur schon auf dem Gebiete des Hochschulwesens hat sich die Freisinnige Partei mit Motionen folgender Probleme angenommen:

- **Bau einer Mensa**
- **Aufhebung des Verbots der Untermiete in Baugenossenschaften**
- **Förderung des Baus von Studentenhäusern**
- **Milderung der Steuergesetzgebung für mittelständische Eltern von Studierenden**

Daneben führt die Freisinnige Partei der Stadt Zürich zu Beginn jedes Semesters eine Aktion zur Beschaffung von Studentenzimmern in den Hochschulquartieren durch.

Das alles ist wahrlich eine erfreuliche Arbeitsbilanz. Sie bezieht sich aber wohlgemerkt nur auf studentische Belange. **Auf andern Gebieten ist die Freisinnige Partei ebenso sozial aktiv** — nur nicht aktiv in der Forderung, nach Staatskrücken, sondern durch private Initiative.

Fazit: Die **Freisinnige Partei** gehört nicht zu jenen Parteien, die sich mit sozialpolitischen Phrasen begnügen, sondern **schreitet zur Tat!**

FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH

Eine lohnende Beschäftigung

finden Sie bei uns als

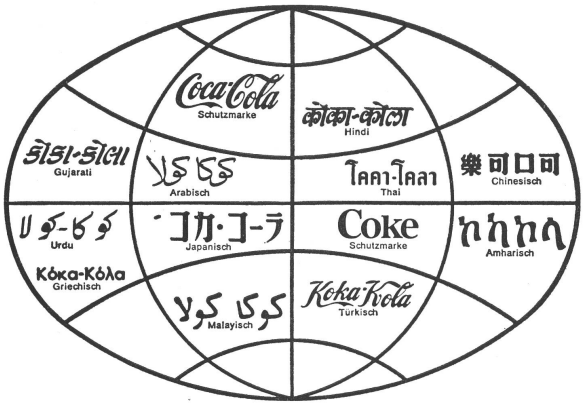
Securitaswächter

Sie verdienen dabei monatlich zwischen 950.— und 1100.– Franken. Sie leisten ausschliesslich Nachtarbeit. Können Sie sich während Ihrer nächsten Semesterferien oder sonst einmal während einiger Zeit zur Verfügung stellen?

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telephonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Militärstrasse 24, 8021 Zürich
Telephon (051) 27 43 10

CAU-661 d



Sie brauchen weder Malayisch noch Japanisch zu lernen.
Aber Sie sollten wissen:
Rund um den Erdball sagt man für COCA-COLA auch

Coke

Die Welt sagt COKE

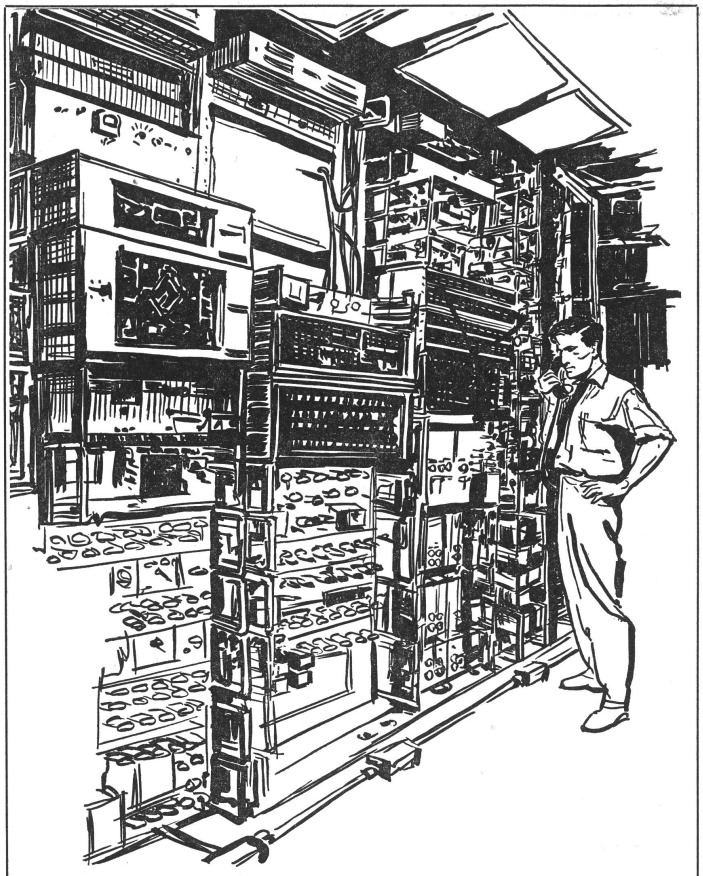
Warum? Ganz einfach. COCA-COLA ist für viele Menschen wie ein guter Freund. Und Namen von Freunden kürzt man in der Umgangssprache gerne ab. So ist es nur natürlich, dass COCA-COLA, das in aller Welt bekannte und beliebte Erfrischungsgetränk, auch einen Kurznamen erhielt: COKE. Schon seit Jahrzehnten sagt man vielerorts für COCA-COLA einfach COKE. Wie von selbst verbreitete sich die Kurzform COKE rund um den Erdball. Millionen Menschen sagen heute für COCA-COLA einfach COKE.

So schuf der Volksmund ein Warenzeichen. In Gesprächen, Inseraten, Plakaten und im Fernsehen begegnen Sie heute COKE. Denn COKE ist wie COCA-COLA rechtlich geschützt.
Eines ist klar: Ob Sie nun COCA-COLA oder COKE bestellen — Sie verlangen damit das bekannteste und meistgetrunkene Erfrischungsgetränk der Welt. Und Sie dürfen darauf bestehen, dass Ihnen nur COCA-COLA und nichts anderes vorgesetzt wird. COCA-COLA oder COKE. Je nachdem — wie Sie es lieber nennen.

TRINK Coca-Cola LIMONADE GAZEUSE

«Coca-Cola» und «Coke» sind eingetragene Schutzmarken

Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen



Die ganze Nachrichten-Technik

durch
Standard Telephon und Radio AG.
Ein ITT-Unternehmen

1779

Die Curta ist ein hochwertiges und leistungsfähiges individuelles Arbeitsinstrument.
Sie multipliziert, dividiert, addiert, subtrahiert und eignet sich bestens für Kombinationen dieser Rechenarten, wie sie der Ingenieur, der Wissenschaftler, der Techniker oder der Statistiker immer wieder brauchen.

CURTA
Mod. I 8x6x11-stellig

CURTA
Mod. II 11x8x15-stellig

Vorführung und Verkauf:
SAB, Clausiusstrasse 35, Zürich

Eine Sandkastenübung?

Politische Parteien erklären ihre Politik

Haben die schweizerischen politischen Parteien tatsächlich ihr Gesicht verloren, wie man so oft hört, sind die Gegensätze wirklich so weitgehend ausgeglichen, dass sogar in Sachfragen meist Einmütigkeit herrscht? Oder sind die alten Grundsätze noch immer lebendig, bestimmen sie noch immer die Entscheide in dieser oder jener Richtung? Kann der einzelne Parteipolitiker frei entscheiden, oder steht er im Zwang seiner Organisation? Kennt er die Stärken und Schwächen seiner Rivalen?
»Was ist Ihr Hauptanliegen„ und wo glauben Sie Ihre ‚Gegner' treffen zu können«, war unsere eigentliche Frage in einem (unten abgedruckten) Brief an vier Vertreter verschiedener Parteien: Die »Uebung«, die wir zur Klärung dieser Fragen in die Wege leiteten, nannten wir »Nachtgefecht«, und wir hoffen, dass daraus, wie uns Dr. Allgöwer in seinem Begleitbrief wünschte, doch mehr als eine »Sandkastenübung« wird.
Die Redaktion

Sehr geehrter Herr XXX,

Die AGH hat Sie eingeladen zu einem Podiumgespräch über »Das Profil der politischen Parteien«. Die Redaktion des »Zürcher Studenten« möchte nun im Zusammenhang damit in ihrem Rahmen versuchen, die Parteipolitik zu beleben.
Wir haben uns hierzu ein hoffentlich neues Procedere ausgedacht, das sicher auch Ihnen Vergnügen bereiten wird wegen seines ungewissen Ausgangs und des Risikos wegen, das der Versuch allein bedeutet.
Das Stichwort lautet »Nachtgefecht«: Wir betrachten es als ungefährliche Uebung, die höchstens dem Gegner schaden kann.
Die Spielregeln: Sie versuchen (auf insgesamt 1,5 Maschinenseiten) Ihren Standpunkt (Ihren eigenen oder den der Partei) klarzulegen und Ihren politischen Gegner anzugreifen, wo Sie ihn für besonders verletzlich halten. Schützen Sie sich Ihrerseits vor Gegenangriffen, von denen Sie allerdings nicht wissen können, wo sie erfolgen: Angriff und Verteidigung haben also rein präventiven Charakter.

Wir versprechen uns eine ganz knapp gefasste Grundsatzerklärung, in der Ihre wichtigsten Sachprobleme erwähnt sind. Auf dem kleinen Raum hat wohl nur das Zentralste Platz: Es reicht just, Ihre grösste Stärke und Ihres Gegners grösste Schwäche aufzudecken. Ob die verschiedenen Briefe einander treffen auf diese Weise? Nur dann, wenn Sie einander wirklich so genau kennen, wie immer behauptet wird. Wir hoffen, dass Sie an unserem »Spiel« Gefallen finden und erwarten Ihren Brief möglichst bald: Rasch und spontan, ohne Absicherung nach allen Seiten soll die Antwort erfolgen.

Es grüsst Sie freundlich *Die Redaktion*

Die Christlichsoziale Partei

Von Nationalrat Dr. Leo Schürmann.

Die Volkspartei der Schweiz heisst konservativ und christlichsozial, weil sie für die *bundesstaatlichen und föderalistischen Grundlagen* der Eidgenossenschaft eintritt und weil sie auf dem Boden der *christlichen* Wirtschafts- und Soziallehre steht. Sie ist der Ansicht, dass die Grundsätze der Religion auch für das öffentliche Leben *verbindlich* sind. Sie fordert die Achtung der religiösen Freiheitsrechte aller Volksgruppen, richtet sich gegen die Diskriminierung des katholischen Volksteils. Staatliche Eingriffe anerkennt sie nur dort, wo die Selbsthilfe nicht ausreicht. Philosophisch gründet die Volkspartei im Naturrecht, aber nicht einem rationalistischen, sondern einem christlich verstandenen. Daraus erklärt sich unsere traditionelle, aber immer noch sehr aktuelle Gegnerschaft zu jenen Parteien, die auf die Aufklärungsphilosphie und damit ein individualistisches und kollektivistisches Denken zurückgehen.

Praktisch heisst das, dass wir auf *sehr grundsätzliche Aenderungen* ausgehen. Für uns ist die Ordnung – und alle Politik will ja Ordnungen zustande bringen – eine gestufte Ordnung, von der Familie über Gemeinde, Betrieb und Beruf zu Staat und Kirche. Man nennt eine solche Vorstellung bekanntlich *pluralistisch*. Massstab und Richtschnur dafür sind nicht willkürlich konstruiert, sondern im Wesen der Dinge begründet.

So erklärt sich, glaube ich, Punkt eins unseres Programmes. Es lautet: *Im Mittelpunkt die Familie.* Das geht von der Verallgemeinerung der Kinderzulagen über den familiengerechten Wohnungsbau bis zur Verschärfung der viel zu large gewordenen Scheidungspraxis und bezieht auch die Berücksichtigung der Familienlasten bei der Sozialversicherung und der Steuergesetzgebung ein. Den Eltern steht das erste *Recht auf Schulung und Erziehung* ihrer Kinder zu, nicht dem Staat. Wir verlangen, dass die Staatsschule im christlichen Geiste geführt wird.

Daraus folgt zwanglos das *Recht auf Ausbildung.* Intelligenz und Arbeitskraft der Generation, die heranwächst, sind ungleich mehr als bisher fruchtbar zu machen. Jede Art handwerklicher und akademischer Ausbildung ist nachdrücklich zu fördern.

Diese Bestrebungen dienen letztlich der *Entfaltung* und der *Sicherung der Persönlichkeit.* Die Person ist gegenüber den kollektiven Mächten nur frei, wenn sie rechtlich geschützt und wirtschaftlich unabhängig ist. Diese Unabhängigkeit kann und muss zu einem wesentlichen Teil durch das *Eigentum* gewährleistet sein. Wir bejahen das Eigentum und gedenken unserer Anstrengungen für eine *grosszügige Eigentumspolitik* zu vervielfachen. Wir sind überzeugt, dass wir besonders mit dem Gedanken der *steuerlichen Förderung des Sparens* einen neuen verheissungsvollen Ansatzpunkt gefunden haben – ein Gedanke übrigens, der auch konjunkturpolitisch wertvoll ist.

Im grösseren Rahmen mündet all das in das Postulat nach einer *richtigen Wirtschafts- und Sozialpolitik.* Die Wirtschaft soll der Gesellschaft dienen; sie soll einem Sozialzweck unterstellt sein, nämlich dem *Gemeinwohl,* und auch sie soll wie jede menschliche Ordnung der *Gerechtigkeit dienen.* Die Volkspartei hat sich je und je für die gleichmässige Berücksichtigung aller Berufsstände eingesetzt. Die Landwirtschaft hat in der Partei seit jeher einen starken Rückhalt gehabt. Ebenso befürworten wir eine gesunde Mittelstandspolitik für Handwerk und Gewerbe und bekämpfen die Konzentrationsbestrebungen in der Industrie.

Wir erstreben auf *allen* Ebenen eine gerechte Ordnung. Wir verlangen daher auch *Gerechtigkeit für uns selbst,* z B. in bezug auf die Ausnahmeartikel, wo noch ein Zustand besteht, der der Schweiz unwürdig ist. Wir verlangen ferner Gerechtigkeit für die *Minderheitsgewerkschaften,* die ihren redlichen Teil als Sozialpartner leisten und für die *Kirche,* dass sie nämlich dort, wo sie zuständig ist, frei sei.

Unser Programm ist Ausdruck einer ebenso realistischen wie grundsätzlichen Betrachtungsweise. Man könnte über dieses Programm durchaus als Motto einen Ausspruch des alten Cicero schreiben: Wir Menschen seien zur Gerechtigkeit geboren. Wir wollen *die Zeit* aus dem Geiste der Gerechtigkeit heraus gestalten.

Der Landesring der Unabhängigen

Von Nationalrat Dr. Walter Allgöwer

Sie möchten vier Nationalräte nicht nur zu Ihrem Gaudium auf der Bühne streiten sehen. Sie möchten auch sonst Ihren Plausch haben – im »Zürcher Studenten« ein Nachtgefecht. Es sei. Aber hoffentlich wird daraus nicht nur eine Sandkastenübung, die sich neben der Wirklichkeit abspielt.

Zunächst Ihrem Wunsch gemäss die eigene Zielsetzung. Sie mögen darüber lächeln: Der Landesring besitzt eine optimistische Grundhaltung, bejaht die Zukunft und glaubt an den Fortschritt. Er ist aber nicht blind gegenüber Gefahren und Schwächen unserer Zeit. Damit wir die guten Wege finden, müssen wir jedoch wissen, was uns erwartet, was voraussichtlich auf uns zukommt.

So stellt sich als wichtigste Aufgabe heute wie früher das Bemühen um eine möglichst wirklichkeitsnahe Zukunftsvorstellung. Sie ist nicht das Produkt wilder Phantasie, sondern die Beurteilung berechenbarer und erahnbarer Entwicklungstendenzen. Wissenschaft und Technik liefern uns Elemente zur Sicht auf die im Jahre 2000 sich öffnende Wirklichkeit.

Von dieser Zukunft her stellen sich die Aufgaben und ergeben sich Lösungen. Sie sollten in freiheitlichem Geist angegangen werden, vor allem in der Wirtschaft. Wir müssen den Menschen in den Mittelpunkt stellen, seine beste Ausbildung anstreben, ihn von materiellen Sorgen befreien und an kulturellen Leistungen teilhaben lassen. Oder als Schema gesagt: 20 Jahre Ausbildung, 40 Jahre Erwerbsarbeit und 20 Jahre Altersleben.

Da können Freisinnige und Konservative nicht mehr mitmachen. Sie bekennen sich zwar (theoretisch) zur freien Wirtschaft und haben in unserem Jahrhundert auch die sozialen Fragen entdeckt. In der Praxis aber unterstützen sie oft bedenkenlos Zunftgesetze für Landwirtschaft, Wettbewerbsordnung, Preisgestaltung, Verkehrspolitik – kurz überall dort, wo es um die Verteidigung von Privilegien und oft auch um die Verhinderung des sozialen Fortschrittes geht.

Gegen die Privilegien und für den sozialen Fortschritt kämpfen (ebenfalls theoretisch) die Sozialdemokraten. Aber sie halten mit erstaunlicher Zähigkeit an Wirtschaftstheorien des letzten Jahrhunderts fest und merken nicht, dass sie damit die Wirtschaftsleistung und den sozialen Fortschritt hemmen. Es fällt ihnen besonders schwer, anderer Leute Leistungen anzuerkennen.

Gemeinsam blicken die Freisinnigen, Konservativen und Sozialdemokraten zurück in die Vergangenheit. Das zeigte sich bei der Konjunkturpolitik. Die führenden Köpfe denken immer noch in den Kategorien der dreissiger Jahre und wollen bei den geringsten Schwierigkeiten die Wirtschaft drosseln. Vor zwei Jahren sattelten sie ihre Rosse zum Kampf gegen die Teuerung – mit dem Resultat, dass wir in einem Jahr eine Steigerung von 5,4 Prozent erlebten – ein eigenartiger Schweizer Rekord.

Woher kommt diese merkwürdige Brüderschaft von rechts und links? Ganz einfach vom gemeinsamen Interesse, im Bundesrat an der Machtausübung teilzuhaben. Man stützt sich gegenseitig, macht »Päckli« und geht Kompromisse ein, die nur schwer vertretbar sind. Daraus resultiert für unsere gesamte Schweizer Politik eine Erstarrung, die sich in der sinkenden Stimmbeteiligung zeigt.

Damit kommen wir wieder zur Zukunftsvorstellung. Sie fehlt oder wird durch Vergangenheitsbilder ersetzt. Darum haben die drei Parteien so grosse Mühe mit der modernen Wirtschafts- und Sozialpolitik, mit dem Verkehr und dem Militär. Das Resultat ist ein Malaise – d. h. das Auseinanderklaffen von Theorien und Wirklichkeit.

Sozialdemokratische Partei

von Ständerat Dr. E. Zellweger

Vorausschicken möchte ich, dass ich keine »immerwährenden« politischen Gegner habe. Sie variieren nach Sachproblemen, worin ich sowohl ein Kennzeichen als auch einen – neuerdings oft verkannten – Vorzug unseres politischen Systems und unserer politischen Praxis erblicke.

Die gesetzgeberische Aufgabe, die heute alle andern an Bedeutung weit überragt, ist die Schaffung eines neuen Bodenrechts. Wir stehen einer in rasantem Tempo sich vollziehenden Bodenverknappung gegenüber. »Im Umkreis der Städte werden Eigenheime für Arbeiter und Angestellte ein Traum der Vergangenheit sein« (Bundesrat). Nicht weniger rasant hat sich der Boden in den letzten Jahren verteuert. In den Kantonen, die statistische Angaben zu liefern in der Lage sind, betragen die Bodenpreise 12-15mal mehr als im Jahre 1945. Von 1945 bis 1962 sind z. B. in der Stadt Zürich die Preise für unüberbautes Land pro qm von 16.23 Fr. auf 229.33 Fr., in den Zürcher Landgemeinden von 2.82 Fr. auf 24.85 Fr. gestiegen. Der Zürcher Regierungsrat irrt sich nicht, wenn er sagt, dass diese Preissteigerung von Mietern und Konsumenten zu bezahlen ist und dass es bereits Lohn- und Gehaltsempfänger gibt, bei denen die seit 1939 eingetretene durchschnittliche Steigerung des Realeinkommens von 50% durch die hohen Mietzinse weggefressen wird.

Im Sommer 1963 haben die Sozialdemokratische Partei der Schweiz und der Schweizerische Gewerkschaftsbund der Bundeskanzlei ein Volksbegehren eingereicht, das die verfassungsmässige Grundlage für ein neues Bodenrecht schaffen soll (Verhinderung einer ungerechtfertigten Steigerung der Grundstückpreise, Verhütung von Wohnungsnot, Förderung der Landes-, Regional- und Ortsplanung). Die vorgeschlagene Verfassungsbestimmung wird vom Bundesrat zutreffend als reiner Kompetenzartikel gewürdigt, der auch die Enteignung gegen Entschädigung und das Vorkaufsrecht vorsieht, welche »in den meisten europäischen Ländern zum Standardinstrumentarium der Siedlungspolitik gehören«. Trotzdem beantragt der Bundesrat die Ablehnung des Volksbegehrens. Er will Volk und Ständen auch keinen Gegenvorschlag unterbreiten.

Der Bundesrat hat sich den grossen Wirtschaftsverbänden gebeugt. Wie einer ihrer Sprecher in der NZZ ausführte, sei es »grundsätzlich falsch, einem politischen Vorstoss, der auf eine Aenderung der Wirtschaftsordnung (?) hinausläuft, auf halbem Wege entgegenzukommen, damit der Rückzug der Initiative erreicht wird.« Wesentlicher Gesichtspunkt ist für diese Kreise, dass der Erlass von Normen über die Bemessung der für Eigentumsentziehung und Eigentumsbeschränkung geschuldeten Entschädigung nicht dem Gesetzgeber überlassen werden darf (»Auslieferung der Eigentumsgarantie an den Gesetzgeber«, also an die eidgenössischen Räte und das Schweizervolk), sondern in der Verfassung erfolgen soll. Der Schutz der monopolistischen Stellung der Bodeneigentümer, und die Abwehr sozialer Verpflichtungen des Grundbesitzes lassen sich mit dem obligatorischen Verfassungsreferendum natürlich leichter bewerkstelligen als mit dem fakultativen Gesetzesreferendum.

Wer mit Gesetzgebung und Rechtsprechung über Eigentumsentziehung und -beschränkung nur einigermassen vertraut ist, weiss, dass es angesichts der Vielfalt und Verschiedenartigkeit der Eingriffe in das Grundeigentum eine schlichte Unmöglichkeit ist, die Entschädigungsfrage in der Verfassung zu regeln. Die Gründe, mit welchen die Obstruktion gegen ein neues Bodenrecht zu rechtfertigen versucht wird, sind vorgeschützt. An der weitern Behandlung des Volksbegehrens SPS/SGB wird sich erweisen,

1. ob die Ausbeutungsmöglichkeiten, die der Grundbesitz im Bereich der Wohnungs- und Geschäftsmiete heute bietet, auf unbestimmte Zeit unangetastet bleiben sollen,
2. ob die bürgerlichen Parteien und die Bundesversammlung ihre Funktionen im Staate an die mit keiner politischen Verantwortlichkeit belasteten Wirtschaftsverbände abtreten wollen,
3. ob infolgedessen die von der schweizerischen Bundesverfassung gestaltete Demokratie sich zu einem von Verbandsinteressen gesteuerten Korporationenstaat *extra constitutionem* wandeln wird.

Die Freisinnige Partei

Von Stadtrat Dr. E. Bieri

Die politischen Parteien haben ihre ideologische Waffenrüstung fast ganz abgelegt – warum? Weil es den Kreisen, die sie vertreten, in unserer Schweiz gut gefällt. Natürlich wird viel kritisiert, aber vor grundlegenden Aenderungen scheut die überwiegende Mehrheit zurück. Früher hingegen gingen tiefe Klüfte durch das Volk hindurch: die Konservativen konnten sich lange Zeit mit dem liberalen Staat nicht befreunden, der seinerseits deutliche Zeichen des Antikatholizismus an sich trug; die Linke fühlte sich ebenfalls nicht heimisch und drohte jahrzehntelang mit einem totalen Umbau der öffentlichen und privaten Ordnung. Heute kann ein freisinniger Parlamentarier die Totalrevision der Bundesverfassung verlangen, ohne deswegen die geltende Ordnung aufs Spiel zu setzen.

Wir sind aber noch nicht ein Herz und eine Seele geworden – und das wäre für den geistig aufgeweckten Menschen, der an die schöpferische Kraft der dialektischen Auseinandersetzung glaubt, auch keineswegs das Ideal. In die Sachprobleme spielen spürbar die politischen Neigungen hinein. Die Freisinnigen möchten gerne möglichst wenig Staat und möglichst viel Privatwirtschaft, die Sozialdemokraten halten es umgekehrt, und die Konservativen hegen und pflegen die Erziehungsfragen nach ihrer konfessionellen Auffassung.

Unter allen Parteien scheint mir die vielfältige Gruppierung des Liberalismus – zu der auch die Freisinnige Partei zählt – das grösstmögliche Mass an Offenheit und Beweglichkeit zu haben. Bei den Sozialdemokraten stösst auch der bescheidenste Erneuerungsversuch auf den zähen, ja erbitterten Widerstand der »alten Kämpfer«, die sich ihre Partei nicht anders denn als Arbeiter- oder gar Proletarierpartei vorstellen können. Die Konservativen sind durch das Konzil innerlich in eine gewisse Verlegenheit gestürzt worden – hat das Konzil den konfessionellen Parteien eigentlich den Laufpass gegeben und die unverzagte Liberalisierung eingeleitet, oder soll man an der alten, aufrechten Stange ein neues Banner befestigen? Auch bei den Liberalen liegen eine ältere Garde und jüngere Leute miteinander im schönen Wettstreit. Aber hier lastet auf den Jüngeren nicht die schwere Hand einer schweren Tradition: der Arbeiterklasse hüben, der politischen Vertretung einer Konfession drüben.

Die liberale communis opinio ist *extravertiert.* Sie ist nicht Ausdruck eines Klassenbewusstseins, einer bestimmten Gesellschaftsschicht oder einer Konfession. Man kann zwischen *»partikularen«* und *»generellen« politischen Parteien* unterscheiden. Natürlich erklärt jede Partei von sich, sie vertrete das »allgemeine Interesse«, das »Volksganze«. Tatsächlich schränken sich aber die konfessionellen Parteien einerseits, die Sozialdemokratie (wegen ihrer faktischen Identifizierung mit der Arbeiterschaft) anderseits auf die Vertretung partikularer Gruppen ein. Einzig die liberalen Parteien – ob sie nun mehr vorsichtig-konservativ oder mehr radikal-demokratisch orientiert sind, ob sie zum offiziellen Freisinn gehören oder ihren eigenen Weg gehen – kann ich als »generelle« Parteien anerkennen. Obwohl sie wählermässig und nach der sozialen Schichtung nicht das ganze Volk darstellen, so sind sie doch in ihrer politischen Haltung auf das Volksganze angelegt.

Umfassend und offen, vor allem im geistigen Sinne – das ist unter dynamischem Liberalismus zu verstehen. Die Liberalen sind nicht an eine starre Doktrin und nicht an fest umrissene Interessen gebunden. Diese Freiheit befähigt sie – sollte sie befähigen! –, zu den je auftauchenden sachlichen und politischen Problemen eine Lösung zu finden, die den äusseren Bestand und die innere Lebendigkeit der Nation garantiert.

E. Bieri

Dr. Leo Schürmann

Dr. Walter Allgöwer

Dr. E. Zellweger

Dr. Ernst Bieri

Liberale Studentenschaft Zürich

Wir laden ein zu einem Diskussionsabend:

»Beitritt der Schweiz zur Uno: Ja? Nein?«

Zeit: Mittwoch, den 6. Juli 1966, 20.15 h
Ort: Rest. Du Pont, Bahnhofquai 6 (1. Stock)

Referenten:
Nationalrat Prof. Walther Hofer
Dr. J. Streuli, Redaktor

Diskussionsleiter: Dr. F. Luchsinger, Redaktor NZZ

SWISSAIR

sucht einige Schweizer Studenten, die in den kommenden Semesterferien (während mindestens vier Wochen) auf dem Flugplatz Kloten als Hilfsarbeiter (z. B. im Verpflegungsbetrieb oder beim Beladen und Entladen der Flugzeuge) tätig sein möchten. Interessenten verlangen bitte ein Bewerbeformular beim Personaldienst, Postfach 929, 8021 Zürich (Tel. 84 21 21, intern 3133).

Die Manipulanten

»Zweck erreicht – Uebung abbrechen!« – mit diesem geradezu sensationellen Titel hat alt Bundesrat, Nationalrat und Professor Max Weber, parlamentarischer Vorkämpfer der Konjunkturdämpfungsbeschlüsse, die sofortige Aufhebung dieser Massnahme gefordert.

Es besteht Grund, sich über eine dermassen auffallende Kehrtwendung Gedanken zu machen. Man erinnere sich: vor 16 Monaten noch beschworen ungefähr alle Parteien das Schweizer Volk, die Konjunkturdämpfungsbeschlüsse anzunehmen. Vor vier Monaten wurden die eidgenössischen Parlamentarier mit allen Mitteln der Ueberredungskunst dazu gebracht, den Kreditbeschluss, der von Anfang an das Hauptstück des Programms war, noch einmal um ein Jahr zu verlängern. Noch zu Anfang dieses Jahres wurden Politiker, die für Nichtverlängerung eintraten, im Handkehrum als »Spekulanten«, als »Inflationisten« und noch Schlimmeres verschrien. Vier Monate später wollen die Teuerungsbekämpfer die Uebung abblasen. Auch die Schweizerische Nationalbank will das gleiche, sie drückt sich nur etwas vorsichtiger aus: »Ein weiterer Abbau der Kapitalimport-Restriktionen steht gegenwärtig zur Prüfung.«

Wir kritisieren beileibe diese Lockerungsbegehren nicht; sie sind mehr als berechtigt. Der Bundesrat hat ja auch immer wieder versprochen, er werde die ausserordentlichen Eingriffe nur so lange aufrecht erhalten, als sie notwendig seien. Man erinnert sich nur mit einiger Wehmut des kühnen Wortes: Gouverner, c'est prévoir. In der wirtschaftlichen Entwicklung ist seit dem März dieses Jahres kaum irgend etwas erfolgt, was nicht damals schon vorauszusehen war. Die Teuerung, gemessen am Landesindex der Konsumentenpreise, schreitet immer noch munter fort. Das Hauptmotiv für den Erlass der konjunkturdämpfenden Massnahmen ist mehr denn je vorhanden – und nun trotzdem die geschilderte Kehrtwendung! Ist das nicht alles mehr als merkwürdig? Für den Stimmbürger sind solche Dinge beunruhigend. 1964, 1965 und noch im März 1966 will man die Teuerung mit Konjunkturdämpfungs-Beschlüssen bekämpfen; im Juni 1966 soll nun eine eher noch gesteigerte Teuerung mit der Aufhebung der Beschlüsse in die Schranken gewiesen werden. Man hat Mühe, da mitzukommen.

Des Rätsels Lösung ist nicht schwer. In unserem Staat sind zu viele Leute am Werk, die wir als begeisterte Manipulanten bezeichnen möchten. Man kann diejenigen kaum zählen, die es einfach prächtig finden, an dieser sog. »Volkswirtschaft« herumzumanipulieren. **Da** lässt man Millionen über die Grenze und leitet sie durch sorgfältig präparierte Kanäle auf die Wiesen, denen man das Recht zuspricht, gedüngt zu werden. **Dort** hingegen, wo die Gnadensonne der Manipulanten nicht hinleuchtet, da sperrt man die Millionen und leitet sie um in andere Gärten. Die Manipulanten wissen besser als der Bürger, was diesem gut tut und was nicht. Was ein echter Manipulant ist, der kann sich nicht vorstellen, dass möglicherweise die Volkswirtschaft **ohne** sein Herumhebeln besser laufen würde als mit.

So wird das Hebeln zum Selbstzweck. Schon die kritische Situation vor den Konjunkturbeschlüssen war die Folge falscher staatlicher Hebelstellungen, insbesondere im Sektor der Zins- und Kreditpolitik. Die falschen Manipulationen mussten durch neue Hebelbewegungen korrigiert werden. Und weil die Korrektur der Korrektur wieder nichts Befriedigendes ergab, ruft man jetzt: Uebung abblasen! Wir möchten wetten, dass schon in Kürze neue Rezepte, neue Eingriffe und neue Hebelbewegungen vorgeschlagen werden!

Zuerst hat man das Auslandskapital mit fragwürdigen Argumenten vertrieben. Hintendrein jammert man über den allzu rapiden Zinsanstieg, der die Wohnungen mehr verteuert, als es vorher die steigenden Grundstückpreise und die steigenden Baukosten getan haben. Jetzt glauben die Manipulanten, man könne das Geld aus dem Ausland einfach nach Bedarf wieder zurückpfeifen und die Zinssätze wieder hinuntermanipulieren. Aber das Geld der Ausländer, auch das Geld der Auslandschweizer, hat noch nicht gelernt, auf die Schweizer Manipulantenpfeifen zu hören. Das ist überhaupt die bittere Erfahrung all derer, die da versuchen, die Volkswirtschaft zu manipulieren: diese reagiert darauf ganz anders, als die Pfeifer gerne möchten. Wann werden die Manipulanten, Interventionisten und Dirigisten auf der ganzen Welt wohl bereit sein, diese Wahrheit einzugestehen?

Trumpf Buur

Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

Suchen Sie einen interessanten

Nebenverdienst

der wenig Umtriebe erfordert?

Schreiben oder telefonieren Sie an:
Hans Dettwyler, eidg. dipl. Versicherungsbeamter, Forchstrasse 220, 8032 Zürich,
Tel. (051) 53 36 17.

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras im Zentrum von Zürich Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44

Electras

Des Studiums müde?

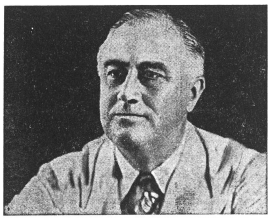
Prüfen Sie Ihre praktische Begabung in der Vielseitigkeit unseres physik.-diätischen Instituts. 20—26jährige Studentin, kontaktfreudig und sozial gesinnt, wird in alle Sparten unseres prächtig gelegenen, modernen Betriebes eingeführt, um das interessante, kleine Unternehmen bei gutem Salär selbständig zu betreuen. Illustrierte Prospekte und Literatur durch: Kurhaus St. Otmar, 6353 Weggis LU, Tel. (041) 82 16 35.

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1
Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermäßigung Haarschneiden
ausgenommen am Samstag

Dienstag den ganzen Tag geschlossen



»... Ich neige zu der Annahme, dass ich, stände ich nochmals am Beginn meines Lebens, das Werbefach fast allen anderen Berufen vorziehen würde. Und zwar deshalb, weil die Werbung den ganzen Bereich menschlicher Bedürfnisse einschliesst, und auch, weil dieser Beruf Einbildungskraft und gründliches Studium der menschlichen Psychologie voraussetzt.«

(Franklin D. Roosewelt, 32. Präsident der USA)

In guten wie in schlechten Zeiten: die moderne Wirtschaft kann auf den gut ausgebildeten Werbefachmann nicht verzichten. Wer sich für diesen aussichtsreichen und hochbezahlten Beruf interessiert, kann sich jetzt auch nebenberuflich zuhause in der Freizeit die theoretischen und praktischen Kenntnisse aneignen, die ein guter Werbefachmann besitzen muss. Jeder Vorwärtsstrebende mit einer guten Schulbildung, aber auch Leute, die bereits mit Werbefragen zu tun haben und ihre Kenntnisse abrunden möchten, können von diesem neuartigen Heimlehrgang profitieren. Ueberzeugen Sie sich selbst, fordern Sie noch heute unverbindlich das detaillierte Lehrprogramm!

An Institut Mössinger, Räffelstrasse 11
8045 Zürich, Telephon (051) 35 53 91

Abteilung ZS 1

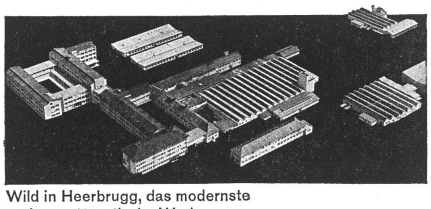
Ich bitte um Gratisinformation über Ihrem Werbefachkurs

Name:

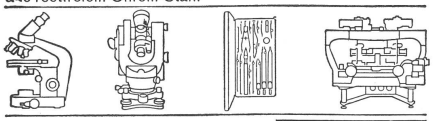
Ort:

Strasse:

Optische
und feinmechanische
Präzisions-Instrumente



Wild in Heerbrugg, das modernste
und grösste optische Werk
der Schweiz liefert in alle Welt:
Vermessungsinstrumente,
Fliegerkammern und Autographen für
die Photogrammetrie, Forschungs-
Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge
aus rostfreiem Chrom-Stahl

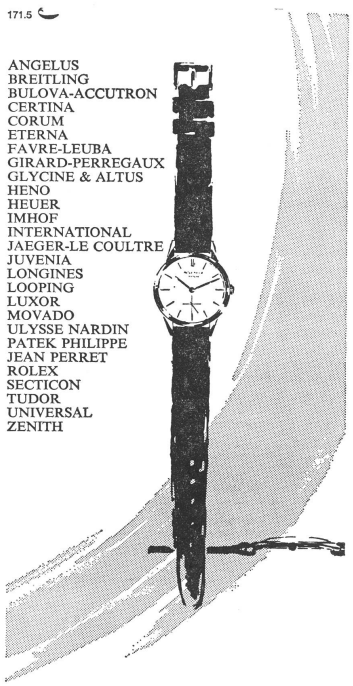


Prospekte und Offerten durch
Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/SG
Optische Werke

WILD HEERBRUGG

171.5

ANGELUS
BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICON
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH



Eine Uhr für Ihren Geschmack — eine Uhr für Ihre Ansprüche — eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER

seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

Fortsetzung von Seite 7

quantitativ vorhandenen Stoff in diesen Sparten – beide Untersuchungen vergleichend zwischen traditionellen Zeitungen und *Blick*. Die zweite dieser Untersuchungen – Gegenüberstellung von Beachtungswerten und vorhandenem Stoff (beigefügt wurden noch die Erfahrungswerte der Leser vor dem Lesen) – hat gezeigt, dass der *Blick* noch nicht alle diese Ueberlegungen konsequent in die Praxis umgesetzt hat. Er arbeitet noch nicht im vollen Bewusstsein seiner Aufgaben und Möglichkeiten. Das führt dazu, dass der *Blick* für schweizerische Verhältnisse heute noch kein voll entwickeltes Boulevardblatt ist, und auch dazu, dass er bisher noch nicht die Auflage erreicht hat, zu welcher er als einziges Boulevardblatt prädestiniert wäre. Immerhin liegt sie bereits heute nur noch knapp unter der auflagenstärksten Schweizer Zeitung.

Von den personellen Schwierigkeiten her, wie sie schon geschildert wurden, ist das zweite, eher ins Auge fallende Ungenügen des *Blicks* begründet: die kleinen und grossen Unsorgfältigkeiten, woraus Unwahrheiten und Halbwahrheiten entstehen können. Doch sollten, will man *Blick* kritisieren, nicht Boulevardjournalismus als Zeitungsphänomen, Konzeption des *Blicks* und konkrete ärgerliche Vorkommnisse in einen Topf geworfen werden. Die Zahl der letzteren verführt zwar dazu.

. . . aber nicht ganz durchgeführt

In der Diskussion werden diese Dinge oft vermischt, die zumindest zu Beginn getrennt werden müssen: da ist zum einen, abstrakt, wissenschaftlich und an keiner Zeitung oder Zeitschrift in 100prozentiger Art zu sehen, das Phänomen des Boulevardjournalismus. Die Frage nach der Art dieser Zeitungsmacherei im Gegensatz zu jedwelcher anderen ist eine Frage nach einem Adjektiv, etwa: Was ist boulevardgemäss? Elemente des Boulevardjournalismus finden sich in jeder Zeitung. Da ist zum andern der konkrete Fall *Blick*. Ausgehend von den in den Antworten auf die Adjektiv-Frage gefundenen Erkenntnissen wird *Blick* zu beurteilen sein. Um zu einer vollen Beurteilung zu kommen, werden die in der Schweiz spezifisch gepflegten Zusammenhänge der Zeitung mit Gesellschaftskritik, Politik, Kultur und so weiter erkannt sein müssen. Das spezifische konkrete Problem *Blick* wird also nur im Rahmen des besonderen Problems Boulevardjournalismus und im Rahmen des allgemeinen Fragenkreises »Zeitung in der Schweiz« voll zu erfassen sein.

Vermischungen hier schon im Ansatz führen höchstens zu emotionellen Beurteilungen, welche *Blick* weder aus der Welt schaffen noch ihn erklären oder gar ihm helfen, durch Selbsterkenntnis immer besser zu werden – als Boulevardzeitung.

Eines alten Gottes Reise in der Nacht

Wanderung einer Gipsfigur

Am 28. Juli im »Tagblatt«

Studentenulk. Unverhofft ist die Eingangshalle der ETH um ein klassisches Werk aus der Sammlung der Universität Zürich bereichert worden. Mitten in der Halle steht auf einem Sockel ein lockenumrahmter Zeuskopf mit der schlichten Inschrift: »Der Regierungsrat dem neuen Schulratspräsidenten Herrn Minister Dr. J. Burckhardt«. Erstaunt über dieses grosszügige studentische Geschenk dürfte nicht allein Minister Burckhardt sein, sondern auch der »Spender«, der Regierungsrat. Studenten haben unbemerkt den Kopf aus der Sammlung der Universität »ausgeliehen« und ihn als Geschenk deklariert. Allerdings ist den Studenten beim »Diebstahl« ein jedem Akademiker unverzeihlicher Irrtum unterlaufen, war man doch der Auffassung, es handle sich um eine Totenmaske von Sokrates.

Der eigentliche Ulk jedoch liegt in den verschlungenen Wegen, welche Zeus von hier nach da ging.

Göttervater Zeus war's zufrieden: gelassen ruhte sein imposant gelocktes Haupt auf einem eigens für ihn errichteten Sockel (Nr. 676 A) in der Süd-Entrée von Zürichs Universitas. Solch friedlichem Götterdasein frönte er schon seit Studentengedenken und beabsichtigte keineswegs – der Jüngste nun auch nicht mehr –, es je aufzugeben.

Das war am Freitag, 24. Juni, nachmittags. Am Abend gleichen Datums befand sich Hellas oberster Olympier – wer kennt die unerforschlichen Wege göttlichen Schicksals! – in ungleich profanerer Umgebung: der Ort hiess KOSTA-Haus, die Veranstaltung nannte sich »Dividenden-Party«, und Zeusens Gastgeber bezeichneten sich als »ETH-Prominenz«. Zeus gefiel's hier, war er doch, wie einst in seiner hellenischen Aktivzeit, unbestrittener Mittelpunkt des Interesses.

Später hielten sogar zwei besonders »Prominente« eine Rede, deren Schluss des Gottes Haupt jedoch nicht mehr ganz mitbekam: ein dritter »Prominenter« beteuerte ihm nämlich nachdrücklich, er müsse jetzt unbedingt noch an ein studentisches Skifest mitkommen. Zeus begriff das und fuhr unverzüglich (zum Abschiednehmen fehlte leider die Zeit) nach Kilchberg, allwo er begeistert empfangen wurde. Eine richtige Götterrenaissance begann sich anzubahnen, und für kurze Zeit glaubte der so unvermutet Geehrte selber allen Ernstes an ein Comeback aus musealer Pensionsexistenz.

Trotzdem zeigte er sich keineswegs beleidigt, als seine Skifreunde sich für kurze Zeit von ihm zurückzogen, um – wie sie sagten – eine sogenannte Preisverteilung vorzunehmen. Allein gelassen, wiegte der Olympia-Boss behaglich sein massiges Haupt auf dem neuen Sockelprovisorium und sinnierte vergnügt über den Lauf der Welt im allgemeinen und seine jüngste Götterabenteuer im besondern. Im Einklang mit sich, seiner Schöpfung und seinem Ruheplätzchen wollte er eben zu einem behaglichen Nickerchen ansetzen – da wurde er recht unsanft an seiner Lockenpracht gepackt und – wenn auch nur mühsam (man denke: die 50-Kilo-Gewichtigkeit!) von dannen geschleppt.

In ein nahes Baptist-Seminary! Einfach so! Zeus war entrüstet und besorgt: ersteres über den respektlosen Entführer, letzteres über den Schrecken seiner Skifreunde, die sein unerklärliches Verschwinden bereits bemerkt haben mussten.

Doch Zeus wäre kaum zum Götterchef geworden, wenn er nicht gelegentlich Verblüffendes vollbracht hätte. In den ersten Morgenstunden des 25. Juni zumindest gelang ihm die Verblüffung vollkommen: er offenbarte sich – wer weiss wie, wer weiss woher? – seiner jugendlichen (und beachtlich nervös gewordenen) Jüngerschar urplötzlich im festlichen Garten. (Seither beginnt man in technisch orientierten Studentenkreisen wieder an Wunder zu glauben.)

Was soll man weiter erzählen? Der Jubel und das unbeschreibliche Hallo vorschnell verzagter Göttersucher? Die Triumphfahrt des Gips-Zeus von Kilchberg nach Zürich und die feierliche Ueberführung und Inthronisierung desselben in der grossen Eingangshalle des Polytechnikums? Zuviel der Eindrücke und Erlebnisse sind es, die auf des greisen Kronossprosses Haupt einstürmten, als dass er sie alle hätte im Detail bewahren können.

Eines immerhin wird ihm – selbst bei seiner Unsterblichkeit – unvergesslich bleiben: Sein dreitägiges Gästedasein unter der ETH-Kuppel. Während dieser Zeit durfte sich Vater Zeus als Zentrum polianischen Kulturinteresses fühlen und sich – dies vor allem – seines neuen Sockels erfreuen. An der Stütze seines Hauptes funkelte nämlich eine gar vornehme Plakette, auf der zu lesen stand:

Zeus Nr. 676 A

»Der Regierungsrat dem neuen Schulratspräsidenten Minister D. J. Burckhardt. Regr. Dr. W. König.«

Zugegeben: vollkommen klug aus dieser Tafel wurde er selbst, der höchste Götterfürst, in all seiner Weisheit nicht. Was seinem Spass an der ganzen Geschichte jedoch nicht den geringsten Abbruch tat.

Seit einer Woche ruht des hellenischen Allvaters Haupt wieder auf Podest Nr. 676 A, Uni-Südentrée. Rechte Ecke. Zeus ist wieder da. Was fehlt, ist noch immer ein 200 kg schwerer Parkingmeter. Inklusive Sockel wurde er entwendet. Er wartet auf *seinen* Ulk. Wenn er Glück hat, wird einmal Zeus bei ihm parkieren.

Reinhard Meier

Rezepte für Gourmets und andere Exzentriker

Auch der Student schätzt Abwechslung im Menüplan: Das Menü unserer (in keiner Weise angezweifelten) Verpflegungsanstalten aber ist jedem Mensaesser mindestens bis Mitte Semester nachgerade bekannt. Abwechslung kann dann nur noch ein Eigenmenü bringen, das einfach herzurichten und doch originell und köstlich ist.

Unbedingt erforderliche Instrumente, Zutaten und Gewürze:
Kochstelle
(Platte, Gasflamme, Herd, o. ä.)
Bratpfanne
Mehl
Bratfett (Schmalz, Talg, o. ä.)
Wasser
Essig, Oel
Salz.

Menü 1

Gesprengtes Huhn, Brötchen, Obst.

Man scheuche ein vorher gründlich gerupftes und ausgenommenes Suppenhuhn quer durch einen Gemüsegarten, in welchem einige Tellerminen verstreut liegen, so lange, bis es auf eine Mine tritt. Das so fachmännisch zerlegte Tier koche man mit dem Gemüse sowie mit 350 Meter Nudeln pro kg Huhn in gewohnter Weise. (Kartoffeln *nicht* schneiden, die Zähne müssen arbeiten, damit sie gesund bleiben!) Das Brötchen weiche man vor dem Servieren halbseitig in lauwarmem Wasser ein. Als Obst empfehlen sich je nach Jahreszeit unreife Bananen, saure Aepfel, Trockenorangen mit Strohgeschmack etc. . . .

Menü 2

Serbisches Reisfleisch, Brötchen, Obst.

(Nachforschungen ergaben, dass ein Gericht dieser Art in Serbien unbekannt ist. Eine ähnliche Zusammenstellung wird jedoch im Gebiet Maghrebinien und im Osmanischen Reich als Darmstädter Reisfleisch geschätzt.)
Man nehme Serbisches Reisfleisch (es empfiehlt sich die vorteilhafte »Riesen«-Doppelpackung zu 50 kg für Grossabnehmer). Zubereitung nach aufgedruckter Gebrauchsanleitung.
Eine wesentliche Verfeinerung wird erzielt durch Zugabe von Schweinefett und Grieben. Brötchen und Obst wie oben.

Menü 3

Gepresster Indianer in Sauce allemande, Kartoffelsalat, grüner Salat.

Die Zubereitung dieses einstmals beliebten Menüs, welches unverständlicherweise etwas ausser Mode kam, erfordert sorgfältige Beachtung der folgenden Regel:
Zum gepressten Indianer wird der Inhalt einer Büchse Luncheon Meat in feine Scheiben geschnitten. Kühlen. Kartoffelsalat mit viel sauren Gurken und Essig anmachen. Wärmen. (Besondere Delikatesse!) Grüner Salat erhält sein unnachahmlich mensaisch-unreales Aussehen dadurch, dass man ihn nach dem Anmachen (möglichst sauer, viel Essig) ca. 4 Stunden ziehen lässt. Sauce allemande, die Krönung des Menüs, wird aus einem Saucenwürfel mit viel Mehl bereitet. Kühl servieren!!

Menü 4

Getarntes Brötchen, Kartoffeln, Mischgemüse.

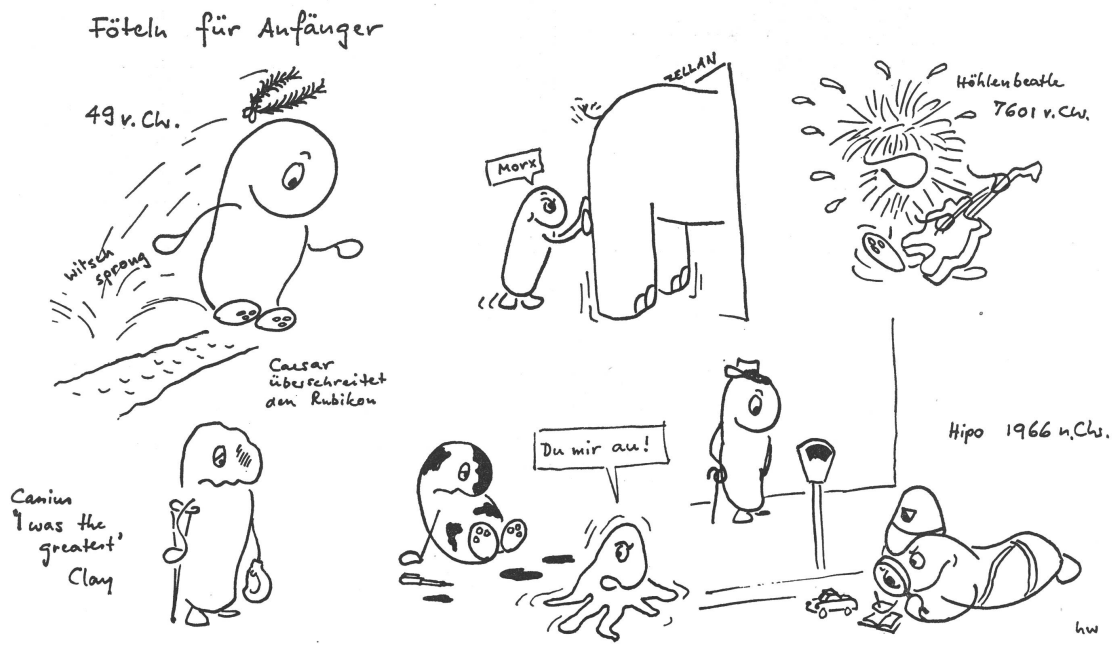
Eine Frikadelle aus gemischtem Hack wird mit Paniergriess gründlich paniert. Beim Braten entsteht so eine harte, feste Schale. (Ihre Gäste werden entzückt sein, unter der Kruste der Frikadelle, die aussieht wie ein verbranntes Brötchen, doch Fleisch zu entdecken.) Das Mischgemüse wird durch Zugabe von viel Mehl und Grieben im Geschmack wesentlich verfeinert.
(Eine beliebte Variante herkömmlichen Essens.)
Kalte Suppe: Man serviere (aus einem alten Dinosaurierknochen) eine gute, unter Zusatz von reichlich Talg (Talglichter hineinraspeln!) gekochte, schmackhafte Knochenbrühe mit Gemüseeinlage so kalt, dass der Talg als Kruste obenauf schwimmt und sich am Rande der Suppentasse absetzt.
Spiegelei, Wirsinggemüse, Kartoffeln wie üblich zubereiten, abkühlen lassen, kühl servieren.

Menü 5

Kaiserschmarren, Zimtzucker, Apfelmus.

Man nehme pro Person ca. 1–2 Kaiser und schmarre sie bei voller Hitze möglichst englisch. (Aussen braun, innen roh.) Man garniere sparsam mit Apfelmus, Zimtzucker.

Föty oder: Neue Erfahrungen eines unerfahrenen, tolldreisten Zeitgenossen, gesammelt aus dem unveröffentlichten Nachlass zu Lebzeiten eines ungenannten Mediziners der vorklinischen Semester an der Universität Zürich



happenings

Europa, Frankreich und das sportliche Weltwunder

Es eröffnen sich überraschende Perspektiven im Hinblick auf die Vereinigung Europas, die gemäss neuester Information nicht mittels Politik, sondern mittels einfacher sportlicher Massnahmen verwirklicht werden wird. Man wartet gespannt auf die Ergebnisse ...

Ich habe vor mir die Nummer 5/66 der Zeitschrift »Communauté européenne«, die vom Informationsdienst der europäischen Gemeinschaften (EWG, Euratom EGKS) herausgegeben wird und jeweils über die verschiedensten Aspekte und Vorgänge im Gemeinsamen Markt berichtet.

Auf Seite 17 steht zu lesen, dass das Europäische Parlament in seiner letzten Sitzung eine Resolution angenommen hat, die den Ministerrat der Sechs einlädt, ein »europäisches Volks-Sportbrevet« (Brevet sportif populaire européen) herauszugeben, das an die Zwölf- bis Sechzehnjährigen der EWG-Länder abgegeben werden könnte.

Man müsse sich nämlich fragen, heisst es in der Begründung (Initiant ist ein Franzose), ob die gemeinsamen Institutionen und die Regierungen genügten, die Jugend mit der Idee vertraut zu machen, dass sie zu einer europäischen oder zumindest überstaatlichen Gemeinschaft gehöre. Information allein genüge nicht, es bedürfe praktischer Taten.

So weit, so gut, aber die Illusion vom völkerverbindenden Sport gehört zu jenen praktischen Einrichtungen, mit denen man sein Gewissen beruhigen kann, wenn man gefragt wird, ob man sich auch schon etwas über Europa gedacht habe. Von irgendeinem Sport versteht jedermann etwas, und wenn er davon spricht, kann er damit »Europa« oder den »Weltfrieden« auch gleich erledigen. Das ist wirklich praktisch; man spart geistige Unkosten, ohne das Gesicht zu verlieren. Zwei Fliegen auf einen Schlag.

»Vorurteile«, wird der Initiant einwenden, denn er postuliert weiter: Zuerst sollen Wettkämpfe veranstaltet werden, an denen die besten Brevetträger eines Landes gegen die besten der anderen Länder aufeinandertreffen. Hernach seien europäische Junioren-Equipen zu schaffen, die sich mit analogen Teams »wichtiger Drittländer« messen könnten. »Endlich müsse diese Erfahrung nicht notwendigerweise auf die Jugend beschränkt bleiben. Wettkämpfe zwischen einer Equipe, die aus den besten Athleten von den Ländern der Sechs zusammengesetzt ist, und einer anderen repräsentativen Equipe, beispielsweise der Vereinigten Staaten, würden auf höchst spektakuläre Weise, wenn auch auf einem speziellen Gebiet, beitragen, die europäische Idee zu verwirklichen.« Es sei keineswegs abwegig, »sich vorzustellen, dass eines Tages eine einzige Equipe die europäische Gemeinschaft an den Olympischen Spielen der Zukunft vertreten könne ...«. O güldenes Morgenrot im Abendland ...

Ganz am Schluss der Begründung heisst es noch einmal: »Man hat das Recht, sich zu fragen, ob man bis heute in der Gemeinschaft der Sechs nicht zu sehr versäumt hat, solche Initiativen zu ergreifen, deren Verwirklichung nicht auf ernsthafte Schwierigkeiten stösst.«

Unsere Antwort: Man hat kaum versäumt: Ein so gebautes Europa wird nicht lange standhalten. Im Grunde genommen ist es nicht verwunderlich, dass ein Franzose die Sportbrevet-Initiative ergriffen oder auf alle Fälle auf diese Weise begründet hat. Franzosen träumen viel und gern von Grösse, »gloire« und Ehre, sind oft etwas überheblich und haben nicht immer viel Sinn für Realitäten.

Sport hat ja nichts mit Politik zu tun. Sagt man. Conrad Lerch, iur.

USA: Bekanntschaften

In den USA besteht schon seit längerer Zeit eine Vermittlungsstelle für Bekanntschaften, die »Select Systems« (nicht verwandt mit Selectron), mit Sitz in Lexington, Mass. Die Organisation umfasst bereits 300 000 Mitglieder, hauptsächlich Studenten. Erstaunlicherweise sind mehr als die Hälfte weiblichen Geschlechts.

Diese Organisation von jungen Leuten will sich dank dem grossen Erfolg in ihrem Heimatland nach Europa auszudehnen versuchen. Voraussichtlich wird sie die Arbeit zu Beginn des nächsten Jahres in ungefähr 15 europäischen Grossstädten aufnehmen.

Nach Japan

Sie wissen vielleicht, dass in den meisten europäischen Ländern die Hochschulen jedes Jahr Promotionsreisen durchführen. Wie wäre es mit Japan, dem Traumland, das die meisten Leute nie sehen werden?

Es sollen Führungen durch japanische Unternehmungen und interessante Exkursionen organisiert werden unter Leitung japanischer Studenten. Die Reise wird in den Wintersemesterferien ausgeführt. Preis etwa 2000 Franken (Charterflug). Voraussetzung ist, dass sich die für die Ausbuchung notwendigen 140 Interessenten melden und wirklich mitmachen. Alle näheren Auskünfte sind erhältlich bei Norbert Guggenbühl, Ringstr. 24, 8306 Brüttisellen, Tel. 93 18 87.

Zu vergeben:

interessanter Job fürs HAZYLAND an charmante Studentinnen und Studenten; ca. Fr. 5.– pro Stunde. Leichte, amüsante Arbeit, kann auch pärchenweise erledigt werden; während 3 bis 5 Uhr pro Monat nach freier Wahl. Bitte sich zu melden bei:

HAZYLAND GmbH, Schifflände 26
Tel. 47 09 17
Herrn Willy Wahl, Geschäftsführer
oder Fräulein Roth verlangen
oder:
KOSTA Komitee für Stud.-Anlässe
Leonhardstrasse 25a, Tel. 34 77 20
Jürg Y. Eggli (privat 23 18 76)

Der KOSTA ist es gelungen, den Besuch des HAZYLAND für Studenten am Mittwoch und Donnerstag gratis zu ermöglichen.

Wir hoffen, auch Dich eines schönen Abends dort begrüssen zu können.

Viel Vergnügen
Euere KOSTA

SONAFE

im Belvoir-Park, 9. Juli
Preis Fr. 8.— pro Person
Nur bei guter Witterung
Telephon 165

Die Vielfalt der Wissenschaft

Eine interdisziplinäre Vorlesungsreihe

Die Spezialisierung gründet im Wesen der neuzeitlichen Wissenschaft. Das wissenschaftliche Erkennen spaltet sich in eine immer grössere Zahl von Fachwissenschaften auf. Die Verständigung zwischen den Disziplinen und gar eine Uebersicht auch nur über einige von ihnen wird immer schwieriger. Doch verstärkt sich auf der andern Seite auch das Bedürfnis nach Querverbindungen zwischen den Disziplinen, und in einzelnen Teilbereichen des Wissenschaftsganzen scheint sich eine gewisse Vereinheitlichung der theoretischen Grundlagen anzubahnen.

Eine auf studentische Initiative hin von der ETH und der Universität Zürich gemeinsam veranstaltete Vorlesungsreihe soll nun, beginnend im Studienjahr 1966/67, der besseren Verständigung zwischen den Einzelwissenschaften dienen. Dabei wird nun jeder Fachvertreter seine Disziplin nach Gegenstand und Methoden charakterisieren und in die Zusammenhänge mit andern Wissenschaften hineinstellen. Die besondere Weise des fachlichen Denkens, seine Bedeutung für den forschenden Menschen und der Beitrag der einzelnen Disziplin zur Erkenntnis des grösseren Ganzen, sollen in dieser Vorlesungsreihe dargelegt werden.

Nachstehend wird das Programm für das Wintersemester 1966/67 bekanntgegeben, wobei für die einzelnen Vorlesungen noch besonders auf die Plakate in den ETH- und Uni-Gebäuden verwiesen wird. Die Vorlesungsreihe wird im Sommersemester 1967 an der Universität Zürich fortgesetzt.

Der Besuch dieser interdisziplinären Vorlesungsreihe ist allen Studierenden, Lehrenden und Forschenden beider Hochschulen wärmstens empfohlen.

A. Sager

Ort: ETH Auditorium IV
Zeit: Donnerstag, 20.15 bis 21.45 Uhr

Programm für das Wintersemester 66/67:

Allgemeine Einleitung – Philosophie	G. Huber	27. Oktober
Reine Mathematik	B. Eckmann	3. November
Geschichte	H. Lüthy	10. November
Angewandte Mathematik	E. Stiefel	17. November
Linguistik	S. Sonderegger	24. November
Kunstgeschichte	E. Gradmann	1. Dezember
Literaturwissenschaft	M. Wehrli	8. Dezember
Theoretische Physik	W. Heitler	15. Dezember
Raumforschung	M. Waldmeier	12. Januar
Soziologie	P. Heintz	19. Januar
Bautechnik	F. Stüssi	26. Januar
Rechtswissenschaft	K. S. Bader	2. Februar
Klassischer Maschinenbau	W. Traupel	9. Februar
Nationalökonomie	B. Fritsch	16. Februar
Biologie	E. Hadorn	23. Februar

Aus couleur studentischen Kreisen

Corporationenverband

Der Corporationsverband (die Vereinigung der Couleurstudenten) hat sich in seinem Delegiertenkonvent vom 24. 5. 66 mit der Angelegenheit des Artikels »Bildung oder Ausbildung, Massen- oder Eliteuniversität« in Nr. 8, Jahrgang 43, des »Zürcher Studenten« befasst. Es stellte sich ja heraus, dass der betreffende Artikel, der unter der Rubrik die »Couleurstudentische Ecke« veröffentlicht wurde, ein Plagiat war. Der Corporationenverband, der sich durch dieses unrühmliche Vorgehen kompromittiert sieht, distanziert sich hiermit in aller Form vom Verfasser. Der CV hat deshalb auch entsprechende Beschlüsse gefasst und der Corporation nahegelegt, welcher der betreffende »Autor« angehört, diesen aus ihren Reihen auszuschliessen. *Bruno Bonin*

Studenten schenken ihre Ferienzeit

Die Schweizerische Vereinigung für Internationalen Zivildienst führt auch dieses Jahr in der Schweiz Arbeitslager durch. Freiwillige aus vielen Ländern treffen sich, um in gemeinsamer Arbeit Schweizer Dörfern aus einer Notlage zu helfen.

Ueberall sind es junge Leute, die ihre Ferienzeit opfern und in übrigens landschaftlich sehr schönen Orten Freunde aus aller Welt finden.

Wir benötigen dringend noch mehr Burschen aus der Schweiz. Das Mindestalter ist 18 Jahre und die Einsatzzeit 3 Wochen. (Mädchenplätze besetzt.) Auskunft und Anmeldung bei: Internationaler Zivildienst, Gartenhofstrasse 7, 8004 Zürich, Tel. (051) 25 97 05.

Wir führen folgende Lager durch:

Fanas GR	4. 7. – 23. 7. 25. 7. – 13. 8.
Albinen VS	11. 7. – 30. 7.
Erschmatt VS	11. 7. – 30. 7. 1. 8. – 20. 8.
Meiental UR	18. 7. – 6. 8. 8. 8. – 27. 8.
Varen VS	12. 9. – 1. 10.

Fortschrittliche Studentenschaft

Roman Brodmann sprach am 29. Juni anlässlich einer Veranstaltung der FSZ (Fortschrittliche Studentenschaft Zürich) zum Thema: »Land ohne Zukunft: Die Schweiz«.

Durch seine scharfe Kritik wollte der Referent bewusst provozieren und die lethargisch gewordene öffentliche Meinung aufrütteln. In der »Zürcher Woche« ist am 1. Juli der erste Teil von Brodmanns Referat im Detail nachzulesen.

Studentenbibliothek

Die Studentenbibliothek möchte sich allen Studenten als löbliche Institution vorstellen oder in Erinnerung rufen. Ihr Bestand an Büchern, der seit ihrer Gründung im Jahre 1926 ständig vermehrt wurde um die wichtigsten Neuerscheinungen, ist im Katalogsaal der B in den unteren Regionen des Zeitschriftenkästchens aufgeführt. Die Bücher werden auf dem normalen Weg bestellt.

Aus dem reichhaltigen Angebot im folgenden einige Titel von Neuanschaffungen:

Carlo Cassola, Il taglio del bosco.
Racconti lunghi e romanzi corti.
Françoise Gilot, Carlton Lake, Leben mit Picasso.
Günter Grass, Die Plebejer proben den Aufstand; ein deutsches Trauerspiel.
Theodor Heuss, Die grossen Reden.
Theodor Heuss, Von Ort zu Ort. Wanderungen mit Stift und Feder.
Uwe Johnson, Zwei Ansichten.
Else Lasker-Schüler, Sämtliche Gedichte.
Carson Mac Cullers, Uhr ohne Zeiger.
Hans Albrecht Moser, Erinnerungen eines Reaktionärs.
Adolf Muschg, Im Sommer des Hasen.
Oleg Penkowskij, Geheime Aufzeichnungen.
Robert Pinget, Quelqu'un.
Paolo Volponi, La macchina mondiale.

GALERIE PLATTE 27

Poly-Konzert

Dienstag, den 12. Juli *20.00 Uhr*

Es wirken mit:
Sergio Pellegrini
Martin Waldmeier
Caspar Wenk

(Werke von Bach, Corelli, Händel, Hindemith und Martinu)

Platzzahl beschränkt!
Eintritt Fr. 1.50
Plattenstr. 27, Eingang Zürichbergstr. 25

SPORT DER HOCHSCHULEN

Akademischer Sportverband Zürich

Die von uns organisierten Feldhandball-Meisterschaften um die Schweizerische Hochschulmeisterschaft fanden am 16. Juni auf der Sportanlage Mülligen statt. Die UNI Zürich errang den Titel vor der ETH und Bern.

Der Monat Juni stand ganz im Zeichen der Leichtathletik. Die Besten aus Zürich waren Mitte Juni zu einem Meeting gegen die Faculté des Sciences nach Paris eingeladen. Zürich gewann dieses Treffen mit 62:44 Punkten.

Die Resultate der Zürcher Studenten:

110 m Hürden	2. Götschi	15,4
	3. Stahel	15,7
100 m	1. Bieri	11,1
	2. Salpeter	11,3
	3. Gratwohl	11,4
400 m	1. Keller	50,9
	3. Donzel	51,5
1000 m	2. Hess	2:29,6
	3. Schaffner	2:30,5
	4. Schneider	2:34,5
	5. Baumgartner	2:35,0
Hochsprung	3. Blank	180
	4. Schönenberger	175
Weitsprung	2. Knechtli	6,72
	4. Schönenberger	6,26
Diskus	1. Losa	43,82
	4. Steinmann	36,20
Kugel	2. Losa	13,43
	4. Stahel	12,68
Speer	1. Zehnder	63,92
	2. Meier	62,93
4×100 m	2. Zürich	44,0

Die *49. Schweizer Hochschulmeisterschaften* fanden bei guter, fast zu warmer Witterung in Basel statt. Organisation und Durchführung waren ausgezeichnet. Grosszügig spendierte der Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt ein Bankett, an dem einige hundert Wettkämpfer, Offizielle, Ehrengäste und Vertreter der Regierung teilnahmen.

Gute Leistungen ergab es vorab auf den Sprintstrecken, im Speerwerfen und im Schwimmen.

Kurz die besten Leistungen der Zürcher Studenten:

Leichtathletik		
	Studenten	
400 m	1. Nik Haas UNI	48,6
800 m	3. H. P. Keller UNI	1:55,0
	4. D. Baumgartner UNI	1:56,6
1500 m	1. W. Fritz UNI	4:03,1
	2. A. Hess UNI	4:04,7
3000 m	2. U. Schaffner ETH	8:50,4
110 m Hürden	1. E. Götschi ETH	15,0
Weitsprung	1. W. Zuberbühler UNI	7,05
	3. H. Hauri UNI	6,62
Diskus	1. R. Losa UNI	44,15
Speer	3. H. P. Meier UNI	56,16
Leichtathletik		
	Studentinnen	
Kugel	1. M. Roner UNI	8,77
	3. E. Müller UNI	
Diskus	1. E. Müller UNI	26,77
	2. M. Roner UNI	
Hochsprung	2. E. Müller	1,35
Speer	3. E. Müller UNI	28,50
Weitsprung	2. E. Müller UNI	4,64
Schwimmen		
100 m Crawl	2. P. Morf UNI	1:01
400 m Crawl	2. P. Morf UNI	5:22,2
400 m Brust	2. R. Risler ETH	3:10,0
100 m Butterfly	2. P. Morf	1:07,7
Kunstspringen	1. G. Philippin	210,3 P.
Schiessen		
Pistole 50 m	1. K. Zimmermann UNI	275 P.
Mannschaften	1. UNI Zürich	728 P.
Gewehr 300 m	1. K. Zimmermann UNI	176 P.
Mannschaften	1. ETH Zürich	341 P.
Fechten		
Florett Damen	1. Yvonne Lutz UNI	5 Siege
Florett Herren	1. Alex Bretholz UNI	3 Siege
Degen Herren	1. Alex Bretholz UNI	2 Siege
	3. Benno Schulthess UNI	0 Siege

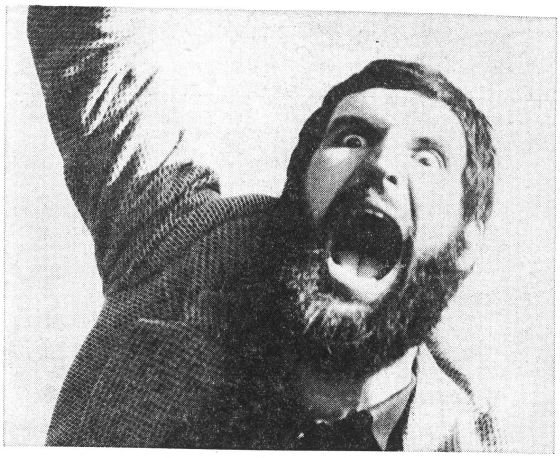
Bruno Dümmler
Hochschulsportlehrer

Akademische Reitsektion Zürich

Zürcher Hochschulmeisterschaft 1966 im Reiten

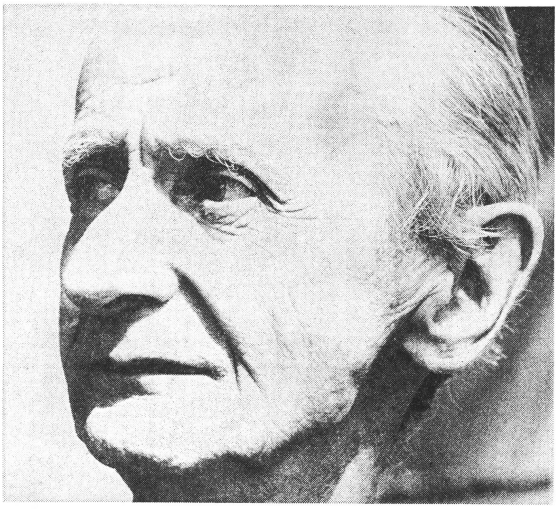
Samstag, den 9. Juli 1966
Stall Hotwil in Hombrechtikon
(bei Herrn von Grebel) und Umgebung.
Gönner und Preisstifter
Fein-Kaller & Co.
PKZ Burger-Kehl & Co. AG
Ab 19 Uhr treffen wir uns im Restaurant Wassberg (zwischen Forch und Greifensee) zu einem gemütlichen Abend mit Imbiss.

Anweisung an die Konkurrenten: Die Besichtigung des Geländeparcours findet Freitag, den 8. Juli 1966 um 18.30 Uhr statt.



Eine Treppe am Bellevue

Exklusivreportage von Werner Sauber

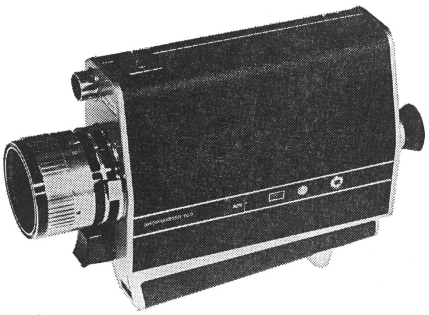


Mit »Super 8« — Filmen leicht gemacht!

Wir stellen vor: 4 automatische **Super-8-Filmkameras,** mit denen das Filmen zum wahren Vergnügen wird! Einzigartige Resultate, das heisst: Bilder von bisher nicht bekannter Schärfe und Leuchtkraft! Das **Super-8-System,** mit den neuen Filmkassetten zum Einschieben, bietet auch Anfängern beste Gewähr für prächtige Farbfilme. Unsere Fachleute in den MIGROS-Märkten und Campingverkauf Herdern orientieren Sie gerne.

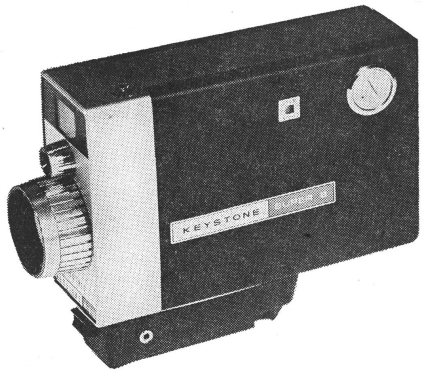
Super-8-Filmkamera ARGUS-Showmaster 820 mit Zoom-Objektiv 1,8, 8,5 bis 35 mm, CdS-Belichtungsmesser für automatische oder manuelle Blendeneinstellung, eingebauter Filter für Tageslicht (bei Kunstlicht wird Filter automatisch abgeschaltet), Blendenskala und Warnsignal im Sucher, elektrischer Filmtransport (16 Bilder in der Sekunde), Batterienkontrolle für 4 Batterien zu je 1,5 V, abklappbarer Handgriff, Zoomverstellung manuell, **inkl. Tasche und Fernauslöser**

550.–



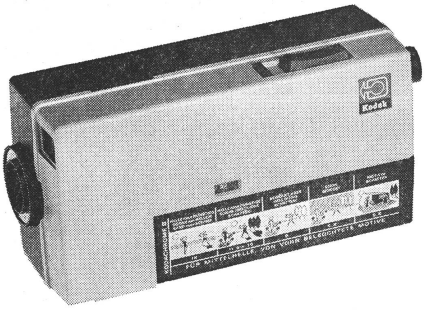
Super-8-Filmkamera ARGUS-Showmaster 822 mit Zoom-Objektiv 1,8, 8,5 bis 35 mm, CdS-Belichtungsmesser für automatische oder manuelle Blendeneinstellung, eingebauter Filter für Tageslicht (bei Kunstlicht wird Filter automatisch abgeschaltet), Blendenskala und Warnsignal im Sucher, elektrischer Filmtransport (18 bzw. 24 Bilder in der Sekunde), Batteriekontrolle für 4 Batterien zu je 1,5 V, Einzelbildschaltung, abklappbarer Handgriff, Zoomverstellung motorisch, **inkl. Tasche und Fernauslöser**

735.–



Super-8-Filmkamera KEYSTONE K 610 mit vollautomatischem CdS-Belichtungsmesser, Fix-Focus-Objektiv 1:1,8 (Entfernungseinstellung entfällt), elektrischer Filmtransport, eingebauter Filter für Tageslicht (bei Kunstlicht wird Filter automatisch abgeschaltet), Batteriekontrolle für 4 Batterien zu je 1,5 V, Buchse für Fernauslöser, **inkl. Griff**

198.–

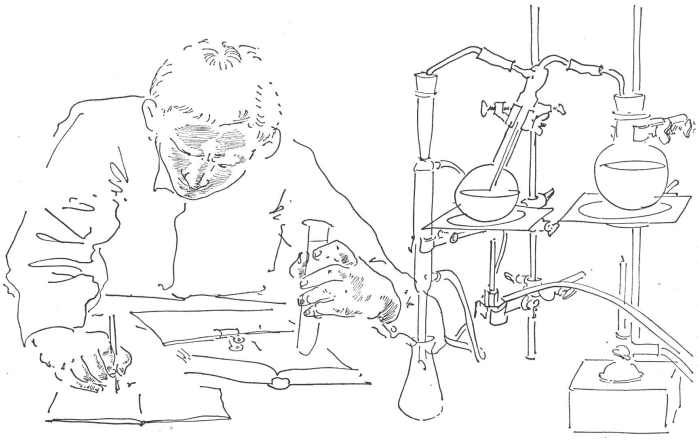


Super-8-Filmkamera KODAK M 2 mit Belichtungstabelle für Blendeneinstellung, Sichtmarke im Sucher für Nahaufnahmen, elektrischer Filmtransport, Sichtfenster für Zählwerk, Dauerlauf für Selbstaufnahmen, 4 Alkali-Mangan-Batterien Typ AA 1,5 V

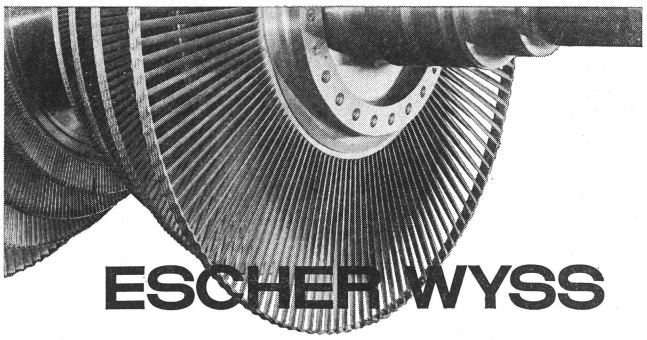
169.–

MIGROS MÄRKTE

C I B A



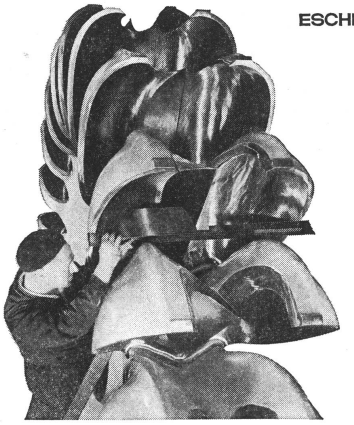
Für hochwertige chemische Spezialitäten — Heilmittel, Farbstoffe, Textilapplikationsprodukte, Kunststoffe, Schädlingsbekämpfungsmittel, photochemische Produkte — bürgt die weltweite Forschung der CIBA



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



Von Fakiren und heiligem Wasser

Peter E. Meier (21) ist, nachdem er aus der Oberrealschule ausgerissen ist, mit 800 Franken in der Tasche in die »weite Welt« gezogen. Autostopp führte ihn nach Istanbul, wo er als Lehrer Geld für einen längeren Indienaufenthalt verdiente. Autostopp, Velostopp und die billigen Buskurse brachten ihn weit umher im orientalischen Subkontinent. Aus seinem Tagebuch sind im folgenden einige Stellen abgedruckt.

In Kalkutta nimmt der Hindu sein religiöses Bad im heiligen Ganges.

Die Akademie am Ganges

Eigentlich hatte ich ein Kloster gesucht, um für einige Zeit Kultur und Zivilisation zu verleugnen. Statt eines Klosters fand ich eine Akademie für Meditation in Rishikesh. Von Hörsälen und Kathedern keine Spur: die Akademie stand im Norden Indiens, am Ufer des Ganges, der sich durch die dichten Wälder des Himalaja wälzte. Dschungel, Kameraden, da gab es richtigen Dschungel, wie ihn Kipling beschrieb, mit Tigerspuren im Gangessand, mit Affen und Lianen. Abenteuer, Kameraden, mit dem Messer in der Hand... »Schliess deine Augen und sprich in deinem Innern den Namen ‚Shiva' vor dich hin. Wiederhole ihn, schnell aufeinanderfolgend, konzentriere dich nur auf ihn, vergiss, was um dich ist, und denk an nichts anderes als nur an Shiva.«

Dies waren die Worte meines Gurus. (Lehrer der Meditation).

Ich trug ein braunes Tuch um die Hüften und eines um die Schultern. Mein Guru hatte mich mit Gangeswasser bespritzt. Blumen musste ich ihm bringen und ein weisses Taschentuch, dann verriet er mir das Geheimnis der Meditation.

Auch der Apotheker in Rishikesh hatte mir viel von Atman und Brahman berichtet, von der Vereinigung mit dem universalen Sein und vom Kastenwesen, welches ich allerdings auch selbst herausgefunden hatte: Der Koch der Akademie schien sich die Worte Krishnas, »... die Kasten würden sich verwirr'n, zugrunde ging' die ganze Welt«, sehr zu Herzen genommen zu haben. Ich sass auf dem Boden, vor mir ein grosser Teller voller Reis und Gemüse. Der Koch bückte sich, um mir einige Fladenbrote, sogenannte Chapatis auf den Teller zu legen. Sei freundlich, dachte ich und streckte ihm die Hand entgegen, damit er sich nicht bücken müsse.

Unwissender, der ich war!

Noch ehe ich die Brote berührte, konnte er mit einem Riesensatz zurückschnellen. Er war ein Brahmane, erfuhr ich später, und er hätte dreimal im Ganges untertauchen müssen, um sich von der Berührung mit einem Kastenlosen, wie ich einer war, zu reinigen. Er hatte Glück gehabt.

Weniger Glück hatten die Pilger, die etwas weiter südlich den Ganges überqueren wollten. Ein indischer Schulmeister hatte mir davon erzählt:

Die Pilger sassen in einem kleinen Boot, den heiligen Fluss zu überqueren. Und weil der Fluss heilig ist, hielt eine Mutter ihren Säugling über den Bootsrand und tauchte ihn in das Wasser, nur für eine Sekunde vielleicht, aber dennoch war es lange genug, dass ein Krokodil anbeissen konnte. Der Schulmeister beklagte sich über die Dummheit der Mutter, dass diese, statt das Kind loszulassen, versuchte, es in das Boot zurückzuzerren, wodurch dieses umkippte und alle Pilger kopfüber ins Wasser stürzten.

Vom Apotheker weiss ich auch, dass man Gangeswasser in freier Luft stehen lassen kann, und es bleibt frisch und keimfrei, wie es war. Wer jedoch denkt, er könne eine Flasche dieses Wassers in seine Heimat nehmen und sich dort seiner Reinheit erfreuen, täuscht sich, da die Heiligkeit des Wassers nur auf indischem Boden erhalten bleibt.

Unverderblich sind die Wellen auf dem reissenden Strom. Doch nicht nur auf dem Ganges, auch auf dem Yamuna habe ich tanzende Wellen gesehen, auch auf dem Rhein natürlich und auf der Rhone, doch unvergleichlich ist der Wellenschaum der heiligen Ströme, denn die Götter leben nicht am Rhein, sie leben am Yamuna, sie leben nicht an der Rhone, sondern am Ganges. Ich habe das Lied des Sängers gehört, der sie besang, und ich wusste nicht, bedeuteten die Klänge Sonne oder Nacht.

Gurus erster, zweiter und dritter Klasse

Ich hatte einen Jogi kennengelernt, mit dem ich oft zusammen war. Er hatte langes schwarzes Haar, das ihm in vielen dünnen Zöpfchen über die Schultern fiel.

In perfektem Englisch und mit nicht wenig Stolz erzählte er mir aus seiner Vergangenheit: Während sieben Jahren – er bekräftigte diese lange Dauer mit sieben dünnen ausgestreckten Fingern – war er in Indien herumgepilgert, ohne je ein einziges Wort gesprochen zu haben. Mein Erstaunen liess mich verstummen. Vor wenigen Wochen erst hatte er seine Uebung beendet. Mehr noch: drei Wochen hatte er sich in der Erde begraben lassen ohne Nahrung, ohne Luftzufuhr. Die Regierung hatte ihm die Erlaubnis gegeben.

»Die meisten sterben dabei«, sagte er. Doch vielleicht tun sie nur, als wären sie gestorben. Man vergisst sie auszugraben, über ihnen blüht weisser Jasmin, die Götter vergessen sie, und es bleibt ihnen die Gewissheit, alle Zeiten zu überdauern.

Der Jogi nahm einen letzten Zug aus einem feuchten Zigarettenstummel.

Ob ich den Amerikaner schon kennengelernt habe, fragte er mich.

»Nein.«

Er führte mich auf einem schmalen Pfad aus dem Dorf heraus. Unmittelbar nach den letzten Hütten begann der Dschungel. Pfaue mit leuchtend blauem Brustgefieder verschwanden im Gebüsch. In den Aesten über uns krachte es: Zahllose Affen liessen sich auf tiefere Aeste fallen und kletterten den Stämmen nach wieder hoch. Der Pfad führte zwischen Felsen und kleinen Flüssen den Berg hinauf. Wir kamen vor eine Höhle. Vor dem Eingang war eine kleine Holzbarrikade mit einem verschlossenen Tor. Aus dem Innern der Höhle drang Rauch.

»Mr. William«, rief der Jogi. Nach dreimaligem Rufen erschien das bleiche Gesicht eines Weissen unter dem Eingang. Er sah uns und trat ganz heraus. Sein Körper war eingefallen, seine Haut krank und beinahe durchsichtig. Er trug einen Lendenschurz. Mit matter Stimme bat er uns, einzutreten. Seine Augen waren nass und gerötet durch den Rauch. Seit einigen Tagen war Gas aus einer Felsspalte in die Höhle gedrungen, weshalb er das Feuer in das Innere verlegen musste.

»How do you do?«

Kleine Schweissperlen bedeckten seine weisse Haut.

Mr. William hatte vor einigen Monaten die Vereinigten Staaten verlassen und war in seinen neuen Wohnsitz in Rishikesh eingezogen. Wir führten ein schwerfälliges Gespräch über Meditation. Oft drängte er darauf, dass auch ich mich der Meditation hingeben solle, da dies der einzige Weg sei, um mein Leben restlos erfüllen zu können.

Bald verliessen wir ihn wieder.

»Try it yourself!« rief mir Mr. William nach, dann schlossen sich die Büsche hinter uns.

Wir besuchten noch einen andern Jogi. Vor seiner Höhle war eine Tafel aufgestellt, darauf die »Visiting Hours« acht Uhr bis zehn Uhr morgens und nachmittags zwei Stunden.

Einige Pilger standen vor dem Eingang und blickten in das Innere der Höhle. Sie traten beiseite, als wir herbeikamen. Der Jogi sass in Hockstellung auf einer Strohmatte. Auf der schwarzgestrichenen Felswand im Innern hingen einige Bilder von Krishna und Shiva und ein runder Rasierspiegel.

Mein Begleiter und der Jogi begrüssten sich. Sie sprachen Hindi, und dem Klang nach konnte es heissen: »Tag, Kollege, was macht die Kunst?«

Sie schüttelten sich die Hände. Ich wurde vorgestellt, und noch ehe ich etwas sagte, nahm der Jogi in jede Hand einen Stein, nannte den kleineren Atman, den grösseren Brahman und hielt sie hoch. Dann führte er den Atman-Stein zum Brahman-Stein und sagte: »This is meditation.«

Ob er diesen Zustand der Vereinigung mit dem universalen Sein, mit dem Brahman schon erreicht habe, fragte ich ihn.

Fortsetzung auf Seite 19

Sind sie der Gauloises Typ?

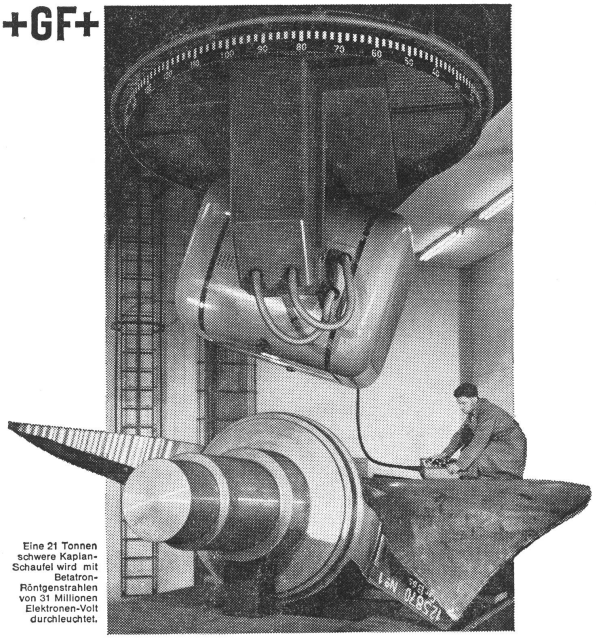
(geniesserisch, lebensoffen, jung und selbstsicher)

Industrielle Forschung und Entwicklung
führen zu den Spitzenleistungen der modernen Technik

Wir bieten technisch interessierten Leuten vielfältige Einsatzmöglichkeiten in unseren Arbeitsgebieten:

Fittings, Temperguss, Elektro-Stahlguss, Grauguss, Sphäroguss, Leichtmetallguss, Freileitungs-Armaturen, Räder und Kupplungen für Strassen- und Schienenfahrzeuge, Werkzeugmaschinen, Giessereimaschinen

+GF+



Eine 21 Tonnen schwere Kaplan-Schaufel wird mit Betatron-Röntgenstrahlen von 31 Millionen Elektronen-Volt durchleuchtet.

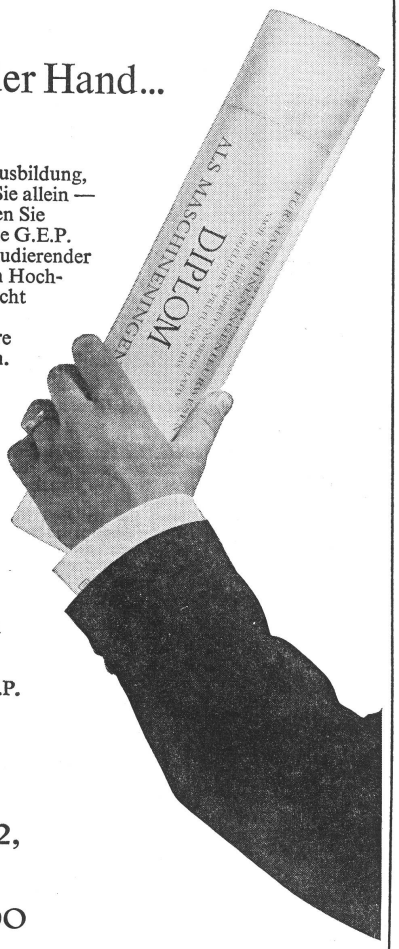
Georg Fischer Aktiengesellschaft, Schaffhausen

P 332/1 Telephon: (053) 56031 und (053) 57031

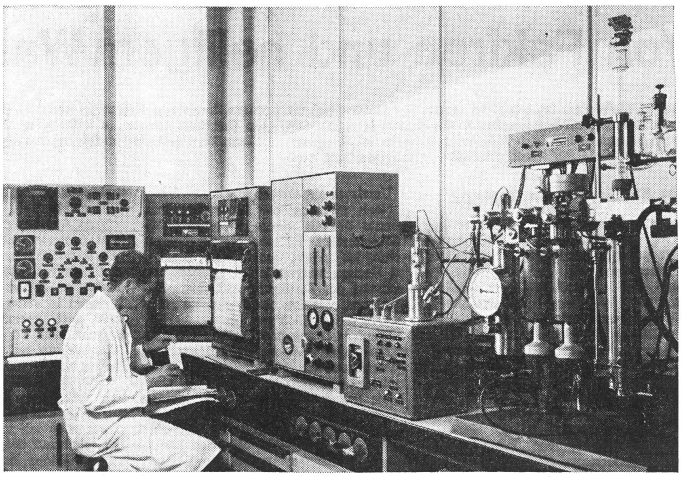
Das Diplom in der Hand...

macht noch keine Karriere!

Es bescheinigt Ihnen eine gute Ausbildung, aber vorwärts kommen müssen Sie allein — das heisst nicht ganz allein. Haben Sie schon von der G.E.P. gehört? Die G.E.P. ist die Gesellschaft ehemaliger Studierender der Eidgenössischen Technischen Hochschule, die es sich zum Ziel gemacht hat, den Kontakt zwischen den «Ehemaligen» zu stärken und ihre beruflichen Interessen zu fördern. Gesellschaftliche Treffen, akademische Fortbildungskurse, eine internationale Stellenvermittlung und Beratungsdienste im In- und Ausland helfen den Mitgliedern der G.E.P., wohin sie auch kommen, einen Schritt weiter auf Ihrem Berufsweg. Eine gute Sache — finden Sie nicht auch? Und noch dazu eine, die sich seit langer Zeit bewährt hat. Verlangen Sie einen Prospekt der G.E.P. auf der Rektoratskanzlei der ETH oder beim Generalsekretariat der G.E.P.
Staffelstrasse 12, Zürich 45
Tel. 051' 25 60 90



G.E.P.
Staffelstrasse 12,
Zürich 45
Tel. 051' 25 60 90



Wissenschaftliche Forschung und praktische Technik — in den Sulzer-Produkten sinnvoll verbunden

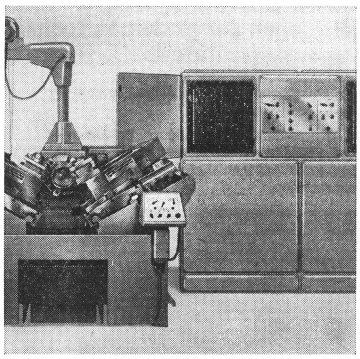
Ausgewählte Werkstoffe, materialgerechte Bearbeitung und hohe Genauigkeit der Teile ergeben beste Maschinen und Apparate. Wissenschaftlich überwachte Fabrikation verwirklicht den Fortschritt im hochstehenden Sulzer-Produkt.

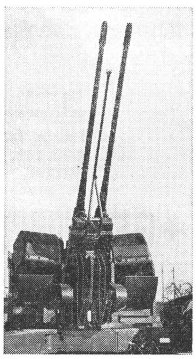
SULZER

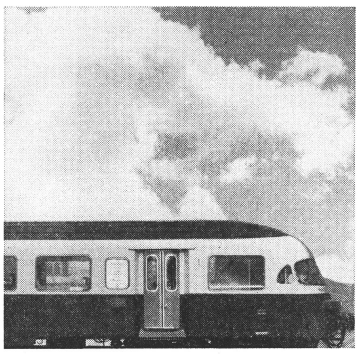
Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur

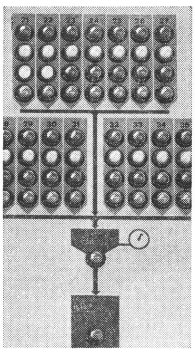
1112-1

OERLIKON









Werkzeugmaschinenfabrik
Oerlikon Bührle & Co.
Zürich-Oerlikon/Schweiz

Werkzeugmaschinen
für die Metallbearbeitung

Infanterie- und
Fliegerabwehrgeschütze
5 u. 8 cm Pulverraketen

Telefon 051/46 36 10

Druckluft-Bremsen
für Eisenbahnfahrzeuge

Kommandopulte zur Steuerung
von Mischprozessen und
Fabrikationsvorgängen

106

ECHO

Möchte Ihnen zu Ihrer geschätzten Zeitschrift herzl. gratulieren. Verwende dieselbe schon seit der ersten Nummer und möchte selbige nicht mehr missen müssen!

Frau A. B. in W. C

Verehrte Herren,

Vielen Dank für Ihr Geschenk, Sie hätten meinen Geschmack nicht besser treffen können! Ich kann Sie versichern, Sie haben mir einen besonders guten Whisky geschickt; ich werde nicht müde, ihn immer wieder zu pro-

bieren. Dies ist wirklich ein hervorragender Whisky, ich kann Ihnen gar nicht ausdrückne, wie vortreflich er mir mundet, ein wunderbares Gftränk, von dem ich ein Glas nach dem andren trinke, ich dank Ihnen hertzligst schade dass die gräser Nich glösser sind, das werkligh der best- der allrbest Wiski dich jemas gftrunkhan9&–ém§öööö?

Ihr Studium nähert sich dem Abschluss. Die **Dissertation** erfordert von Ihnen eine weitere Anstrengung!

Um Zeitaufwand und Kosten möglichst niedrig zu halten, steht Ihnen ein Schweizer Fachmann zur Verfügung, der sich seit 20 Jahren auf den Druck von Dissertationen spezialisiert hat.

Unverbindlich stehen Ihnen folgende Unterlagen zur Verfügung:

Muster-Dissertation
Anleitung für Druckvorbereitung
Verlagskatalog für b!sh. Diss.

Juris Druck + Verlag
Dr. H. Christen
Basteiplatz 5, 8001 Zürich
Tel. (051) 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name:

Vorname:

Wohnort:

Kanton:

Strasse:

Fakultät:

(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frank. zustellen)

Die geheimen Verführer

Glossen und Gedichte dieser ersten Ausgabe unserer neuen Spalte sind Nummer 7 der literarischen Zeitschrift FERNEN entnommen. Autoren: Robert Treichler, 27, ex-Psychologiestudent an der Uni Zürich, Mitarbeiter einer grossen Zürcher Tageszeitung. Gianni Ziegler 26, Student der Anglistik und Geschichte, Herausgeber von FERNEN.

Eine Motivanalyse nach Vance Packard:

Ein anderes Mal wurde Dr. Dichter von einer Firma beauftragt, Untersuchungen über die seelische Beziehung des Konsumenten zur Toilettenschüssel durchzuführen. Diese Firma produzierte Toilettenschüsseln in der konservativen Trichterform, sogenannte Steilschüsseln. Der Umsatz sank indessen von Jahr zu Jahr, denn die Konkurrenz hatte einen neuen Typ von Toilettenschüsseln auf den Markt gebracht: die sogenanntenn Flachschüsseln, die meist mit dem System des Kurzgefälle-Spülkastens verbunden sind.

Dr. Dichter liess sich die beiden Modelle vorführen, testete sie aus, indem er sie benutzte, kaute kurz an seiner Zigarre und sagte dann:

»Die Absatzschwierigkeiten sind nicht, wie Sie vielleicht vermutet haben, in den Toilettenschüsseln selbst zu suchen, sondern sie sind rein emotionaler Natur.

Sehen Sie, der Mensch gibt im Grunde genommen seine – wenn ich so sagen darf – Exkremente nicht gern von sich, denn sie sind psychologisch ausgedrückt ein Teil seiner selbst. Die meisten Menschen nun sind in ihrer Kindheit gezwungen worden, unter Aufsicht der Eltern in einen Topf zu machen.«

Dr. Dichter unterbrach sich kurz, da die Damen das Konferenzzimmer verliessen.

»Das Wegführen der Exkremente durch die Mutter oder die Erzieherin wurde stets als eine höchst persönliche Beraubung empfunden. Der daraus resultierende unterbewusste Widerstand gegen die Abgabe der Exkremente wird im allgemeinen durch die Erziehung und durch die Vermittlung von Hygiene-Bedürfnissen überwunden, bleibt aber dennoch latent vorhanden, nicht wahr?« Die Herren Direktoren nickten verschämt.

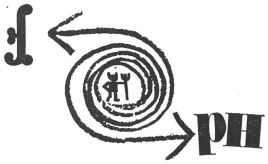
»Bei der Benutzung der Steilschüssel nun liegt eine psychologische Situation vor, welche derjenigen der analen Phase nahekommt: Die Exkremente verschwinden unbesehen im Siphontrichter, werden also – psychologisch gesehen – autoritär weggeführt. Die Folge davon ist eine Regression in die unlustbetonte Kleinkindzeit der analerotischen Phase in der zweiten Entwicklungsstufe und – eine Abneigung gegen die Steilschüssel. Die Flachschüssel hingegen entspricht dem Bedürfnis des Behaltenwollens in geradezu psychologischer Weise. Durch den anerzogenen Reflex des Spülens bestimmt der erwachsene Mensch selbst den Wegtransport der Fäkalien, wodurch er der elterlichen Autorität gleichsam zuvorkommt (Generationenkonflikt). Die aus diesem psychologischen Mechanismus entstehende innere Befriedigung treibt ihn dazu, immer und immer wieder die psychologischeren Flachschüsseln aufzusuchen. Deshalb, meine Herren . . .«

Norbert Naville

schema f

lasst uns filadelfia fliehen
diesen schizofrenen asfalt sarkofag
kehren wir den rücken filadelfia:
verschieben wir fontik (ich bin kein filhellene)

du apokryfe nymfe aus dem eufrat!
will dir nur noch fallus sein
und du mir afrodite
und frisch fromm frank & frei
fönix unser fötus sei



feminin:

fein fort von filadelfia
in euforische gefilde:
bis an die periferie
der metageografie
mit den analfabeten
beten
und mit serafischen
fischen
fort mit sfären ohne fimose
ohne lebensmittelknapfheit
wo mit schlapfut & pumfose
vor der alfütte der alfirt
bläst triumfales alforn
efraim filips
stud fil I

Ungerwägs

Nach dem grossen Erfolg, welcher der Uebersetzung der Odyssee ins Berndeutsche beschieden war, haben wir uns daran gemacht, Jack Kerouacs »On the road«, die »Bible of the beat generation«, in Dialekt zu übertragen, um auch dieses Werk einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Hier ein Ausschnitt aus der Uebersetzung, die demnächst im FERNEN-Verlag erscheinen soll:

D'Meitschi si abe cho, u mir hei wider einisch ds Auto d'Gass ache gschtosse u sis ghoue. »Juh, schnapped mer's!« het dr Dean gruefe, u mir si i hingere Sitz iche gumpet u i das little Harlem a dr Folsom Schtryt abgefreset.

Mer hei scho vo wyt här dr Tenorischt ghöre düdle: »EE-YAH! EE-YAH! EE-YAH!«, u d'Häng, wo-n-im Takt klatschet hei u d'Lüt wo gmöögget hei: »Go, go, go!« Dr Dean isch allne veruus gschprunge, het si verbungne Tume i d'Luft ueche greckt u pääggET: »Blaas, Maa, blaas!« Es paar Neger im Sunntigschutteli hei veruuse gjuheiet.

Präzys i däm Ougeblick het es Taxi ghalte, e chlyne, verschrumpflete Negerpfarrer isch usedroolet, het im Schofföör e Doller i d'Hang drückt u isch i d'Schpunte ichegjuflet u het prelagget: »Blaas, blaas, blaas!« De isch er d'Schtäge deruuf gschtürchlet, het d'Tüüre-n-ufkchlepft u isch wi schtuurm dört gschtange u hat gmöögget: »Blaas mer eis, Ma, blaas!«

Dr Maa isch e Männnoul gsy, mit eme groosse Aultohorn, u isch umegumpet wi-n-e Löul.

»Migottstüüri, das isch jo ds Marxe Carlo!« het dr Dean über dr Lärm iche gruefe. Jo, migottsöul, s'isch ne gsy. Mit sim Aultosax, wo mit Lööikoplascht isch zämekläbet gsy, sine chlyne Aeugli u sine Schpinnnebeinli isch er umgumpet, het dudlet u nid wele höre. Er het gäng eifachi Melodye gschpüult: »Ta-tup-tader-rara . . . ta-tup-taderr-ara«, u aulbe: »Ta-tup-EE-da-de-dera-RUP! Ta-tup-EE-da-de-dera-RUP!«, u er het üs graduus i ds Gsicht blaase. Dr Dean isch vor em zueche gschtange u het auls rungume vergässe ghaa. Er het mit dem Gring im Takt gnappet u d'Häng zämegschlage, u dr Schweiss isch em i Schtrööme abegrunne u het am Bode es chlyses Bächli gmacht . . .

Hansheinrich Ziegler.

see you later alma mater

Globi wird Soldat

Buchkritik

Immer wieder gibt es in der Weltliteratur Werke, die, wie Perlen vor die Säue, vor ein unverständiges Publikum geworfen werden. Man nimmt keine Notiz von ihnen, sie gehen unter im Strom der Massenproduktion und der Bestseller, bis eines Tages ein germanistischer Perlenfischer ihren wahren Wert erkennt.

Ein leuchtendes Beispiel dafür findet sich in der neueren schweizerischen Literatur: es handelt sich um das Buch »Globi wird Soldat«, ein Gemeinschaftswerk des bewährten Teams A. Bruggmann (Verse) und Robert Lips (Zeichnung). Wohl wurden davon vier Auflagen angefertigt, trotzdem aber erreichte es mit fünfundsiebzigtausend Exemplaren nie die Hunderttausender-Grenze weit billigerer Machwerke wie »Globi Junior«, »Geschwister Globi« und »Wie Globi Bauer wurde«. Eine derartige komparatistische tour d'horizon führte indessen zu weit; halten wir uns also an eine sentimental journey in die schwere Zeit des Aktivdienstes.

Erstmals erschienen 1940, ist es heute in unserem unermüdlichen Suchen nach Abwehrkräften gegen einen heuchlerischen Frieden mit dem den Weltkommunismus erstrebenden Osten so aktuell wie eh und je. Aber nicht aus ethischen Gründen, sondern auch aus künstlerischen Erwägungen gebührt diesem Glanzpunkt einheimischen Kunstschaffens breiter Raum in jedem Schweizer Büchergestell.

»Schart euch, Schweizer, um die Fahnen, / stolz und tapfer wie die Ahnen!« – mit diesem verheissungsvollen Aufruf beginnt das mit Helvetismen durchsetzte, in meist korrekten vierfüssigen Trochäen geschriebene Epos, dem sich kein rechtsdenkender Schweizer wird verschliessen können. Der Inhalt ist rasch zusammengefasst: Globi wird – wie schon der Titel antönt – Soldat. Aber wie dieser Werdegang geschildert ist!

Globi tritt die Rekrutenschule mit Begeisterung an; und wenn ihm auch manches Missgeschick widerfährt, wenn auch beim Schuheputzen die Sohle vor lauter Reiben zu brennen beginnt oder sein Arm vom vielen Grüssen wund wird – sein Enthusiasmus verlässt ihn nicht. Ueberall wird die schweizerische Heldentradition aufrechterhalten. Dass Globi der beste Schütze der Einheit ist, dürfte unter diesem Gesichtspunkt kaum erstaunen (»Bravo, das ist Schweizer Sitte; / jeder Schuss in Scheibenmitte!«). An anderer Stelle wird der furchtsame Soldat Höösli auf der Wacht von einem Tatzelwurm erschreckt, und »Als man ihm erklärt die Posse, schämt er sich als Eidgenosse«.

Globi ist der Anstifter dieser und vieler anderer »Possen«, erfüllt er doch die wichtige Rolle des Kompagniekalbes, wie man das im Militärjargon nennt. Und der Humor kommt dabei nicht zu kurz! So etwa, wenn Posten Globi Fliegeralarm gibt, weil er am Horchgerät ein Brummen hört, und sich herausstellt, dass das Geräusch von einem schnarchenden Soldaten stammt.

Unser Globi stellt seinen Mann, und die wahrhaft beglückende Wendung, die seine militärische Karriere am Ende nimmt, lässt jedes Schweizerherz höher schlagen: »Plötzlich jubelt der Geselle: Denkt euch, die Kommandostelle / macht mich laut dem Amtspapier / bald zum Unter-Offizier!«.

A. Bruggmann und Robert Lips haben Hervorragendes geleistet: ein Schweizer Hausbuch fürwahr! Denen, die den Aktivdienst mitgemacht haben, werden Globis Streiche manch ein Schmunzeln entlocken können. Den Heranwachsenden aber, denen die Rekrutenschule noch bevorsteht, ist es ein Brevier, das neben dem Soldatenbuch ihr ständiger Begleiter im Tornister sein wird. Denn durch das ganze Buch hindurch zieht sich wie ein roter Faden das, was dem Soldatenleben und dem Kriegshandwerk so ureigen ist: der Humor.

Wir können J. K. Schiele, dem Herausgeber, für diesen positiven Beitrag zur geistigen Landesverteidigung nur von Herzen dankbar sein.

Weitere Globi-Erlebnisse im nächsten Band!

Zu Hause in der Nische

hat er zwei, drei Tische:
sein Kaffeetisch
ist sein Fetisch,
sein Bürotisch
ist erotisch
und sein Teetisch
ist synthetisch.

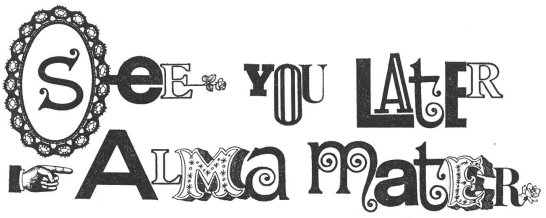
Septus Trunzius

public relations

Kennen Sie den?

Uebrigens, kennen Sie den? In einer englischen Eisenbahn sitzt ein Gentleman, mit dessen Billett offenbar etwas

nicht in Ordnung ist. »Where did you get on this train?« fragt ihn der Schaffner. »In Edinburgh!« antwortet der Reisende. »Sorry, you're on the wrong train«, sagt darauf der Schaffner, »you should have changed to Marlborough!« – Ich habe mir diesen Rat zu Herzen genommen und auf MARLBORO gewechselt. Ich will Ihnen keinen blauen Dunst vormachen, aber you'll really get a lot to like: filter, flavor and dibi-dibibox! MARLBORO ist die Zigarette für Leute wie Sie: Leute von heute, Leute der Meute.



konstellation 366

geheimratkommissionen
geh heim rat
komm iss ionen!

geh heim rat
gen italien!
geheimratgenitalien

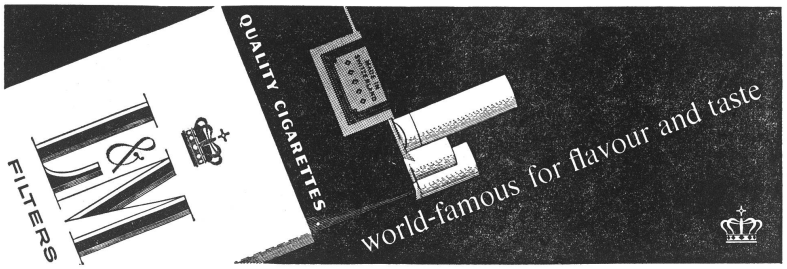
nach rom ging er
(nach gom ring er)

City Service
Stadelhoferstrasse 36
8001 Zürich
Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche Vervielfältigungen (Wachsmatrizen, Offset, Umdruck)

Beschriften (Wissenschaftliche Texte, Fremdsprachen)



Unsere reichhaltige Gitarren-Kollektion bietet:

Gutgebaute, vorteilhafte Instrumente zu Fr. 98.—, 120.—, 145.—, 155.—, 185.—

Meister Gitarren zu Fr. 280.—, 350.—, 465.—, 570.—, 630.—

Konzertinstrumente für höchste Ansprüche zu Fr. 1150.—, 1550.—, 1850.—, 2000.—

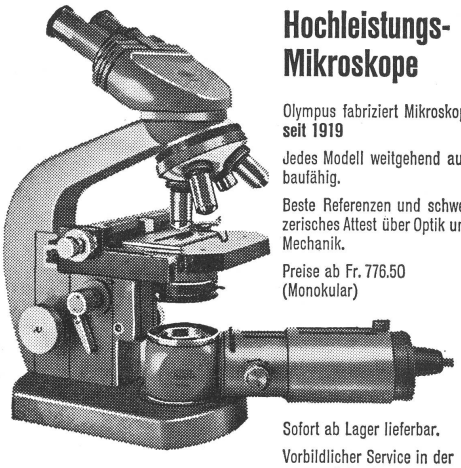
Jecklin
Streichinstrumente
Zürich 1 Pfauen
Telefon 051/24 16 73

...jetzt aber es

VZM

Choco-Drink

OLYMPUS «E»



Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope **seit 1919**

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Apotheke Oberstrass **Zürich 6**
F. Eichenberger-Haubensak Universitätsstrasse 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Auch im Winter sicher fahren ...

mit Pneus und Schneeketten vom Fachmann

Zeitgemässe Rabatte

PNEUHAUS W. H. KLEINHEINZ
Culmannstrasse 83
(hinter Hotel Rigistrasse)
8033 Zürich Tel. 28 37 15

FREIHOFER
Buchhandlung für Technik und Wissenschaft
Universitätstr. 11
Zürich 6
Tel. 47 34 32

FREIHOFER
Buchhandlung für Medizin
Rämistrasse 37
Zürich 1
Tel. 47 92 22

SRO

Kugellager und Rollenlager

das Schweizer Präzisionsfabrikat für den gesamten Fahrzeug- und Maschinenbau

SRO Kugellager Verkaufsbüro Zürich
der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG
Telefon (051) 25 89 66
Nüschelerstraße 31

Chemie
Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom
Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen

Ed. Truninger
Inhaber: H. Hauri-Truninger

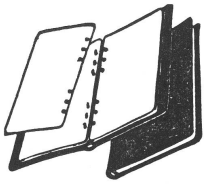
Uraniastraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

Kostenlose Ausbildung als

Aushilfs-Taxichauffeur

sofern Sie uns einen regelmässigen Aushilfs-Einsatz bieten können.

Anmeldung und Auskunft täglich 18.00 bis 19.30 Uhr, **ausser** Sa. und So.
Büro Fortuna, Gutstrasse 161
8047 Zürich, Telephon (051) 54 11 13



BIELLA
Kolleg- und Taschenringbücher
mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

Fortsetzung von Seite 15

Von Fakiren und heiligem Wasser

»Wenn man diesen Zustand erreicht hat«, antwortete er, »dann verrät man das nicht.« Ich schloss daraus, dass dies eine bejahende Antwort war, und verneigte mich.

Ich hatte mir einen Jogi stets falsch vorgestellt. Er führt ein asketisches Leben, dachte ich, also ist sein Körper dünn wie ein Bambus und ausserdem zerstochen vom tagelangen Liegen auf einem Nagelbrett. Doch alle Jogis, die ich sah, hatten einen starken, muskulösen Körper, blumengeschmücktes langes Haar, das bei einigen bis zur Kniekehle fiel, und ihre dunkle Haut war oft verziert mit weissen oder roten Farbstrichen. Das Nagelbrett scheint aus der Mode gekommen zu sein. Ausserdem ist eine Strohmatte oder ein Kissen auch bedeutend bequemer.

In einem Teehaus begegnete ich einige Tage später dem Jogi, den wir in seiner Höhle besucht hatten. Das ernste Gesicht, das er in der Höhle gezeigt hatte, war verschwunden. Er lachte und scherzte mit andern Jogis. Er sah mich und kam zu mir hin. Er wolle mich etwas fragen, solange ich noch hier sei, sagte er.

Er fragte mich über Kontaktlinsen aus, wie sie genau funktionieren, ob sie teuer seien und wo man sie erhalten könne. Er sei kurzsichtig, sagte er schliesslich. Warum er denn keine Brille trage, fragte ich ihn.

»Ein Jogi mit einer Brille!« rief er mit Entsetzen aus.

Ich konnte sein Entsetzen nicht verstehen. Warum soll ein Jogi nicht mit der Zeit gehen? Mein Guru zum Beispiel hatte in seiner Wohnung ein teures Tonbandgerät mit einer grossartigen Stereo-Anlage und ausserdem einen riesigen Kühlschrank.

Das ist gut so.

Was immer mein Guru auch hatte oder tat, war gut. Ich erinnere an die Worte Sri Ramakrishnas: Der Schüler soll nie seinen eigenen Guru kritisieren.

Ich erinnere zwar auch daran, dass Ramakrishna zwischen erst-, zweit- und drittklassigen Gurus unterschieden hat, doch dies nur als Zwischenbemerkung.

Monsun in Delhi USA: Bekanntschaften

Ich verliess die Wälder des Himalaja und die Götter und die Moskitos und reiste nach Delhi. Als ich aus dem Bahnhof trat, war der Himmel mit schwarzen Monsunwolken bedeckt. Ich mietete eine Fahrradrikscha zum Connaught Place, dem Zentrum der Stadt. Um mich den Gegensatz zu Rishikesh richtig spüren zu lassen, setzte ich mich, durstig wie ich war, in ein modernes Restaurant und trank indisches Bier. Ueber meinem Kopf drehte sich ein grosser Propeller. Die Hitze lastete auf den belebten Strassen. Dann fielen die ersten Tropfen, schwer wie Steine. Die Menschen flüchteten sich in Teehäuser, Restaurants und Einkaufsläden. Gleich einem Wasserfall stürzte der Monsunregen über die Stadt. Nur kurze Zeit dauerte das Gewitter, dann öffnete sich der Himmel wieder, und die Sonne brannte von neuem.

Ach, was soll ich lange reden über Delhi, über die erwachende Zivilisation, über die Eisenbahnfahrt dritter Klasse, auf dem Trittbrett hockend und die vorbeiflitzenden Büsche zählend!

Totenverbrennung: Wie man alte Kleider verbrennt

Von Kalkutta soll jetzt die Rede sein, vom Himmel und von der Hölle in Westbengal:

Der Morgen beginnt mit Kulis und Bettlern.

Der Morgen beginnt mit dem feuchten Wind vom Hafen und dem Rauch brennenden Buffalo-Dungs und dem Dung heiliger weisser Kühe. Er beginnt mit den Teehäusern, die noch düster sind, auch wenn die Sonne schon höher steht als die Dächer.

Ich bestieg eine Rikscha an der Prince Anwar Shah Road im südlichen Stadtteil. Mein Kuli rannte sich die Beine aus dem Leib, und als ich ihn in die Mahatma Gandhi Road einbiegen liess, blieb er stehen, keuchte, schaute mich vorwurfsvoll an, ergriff die Deichseln wieder und rannte los. Es ist ungewöhnlich, eine Strecke von acht Kilometern mit einer Rikscha zurückzulegen.

Nur der Morgen ist erträglich in dieser Stadt.

Dreihundert Meter von der Howrah-Bridge entfernt begann mein Kuli zu streiken. Ich gab ihm zwei Rupien und legte die restlichen dreihundert Meter zu Fuss zurück. Das Leben in der Stadt hatte begonnen. Die Bettler waren erwacht und warteten auf den Abend. Trams, Autobusse, Privatwagen, Taxis und Rikschas schoben sich als blechernes, brodelndes Mosaik über die Brücke.

Unter der Brücke wälzte sich das braune Wasser des River Hooghly dem Ende seiner Reise entgegen. Er wird sich auflösen im Nirwana des bengalischen Meeres, um später an einer anderen Quelle wieder geboren zu werden und in einem anderen Strom ein neues Leben zu führen.

Tief unter mir sah ich die braunen Menschen, die im heiligen Wasser badeten. Männer standen in lockeren Halbkreisen, das Wasser bis zum Nabel. Im Zentrum der Halbkreise stand je ein Heiliger vor einem Pult und las aus den Veden. Das heilige Wasser floss breit und mächtig unter dem heiligen Buch. Von der Brücke schien alles klein und unwichtig. Wie auf Kommando tauchte einmal dieser, dann ein anderer Halbkreis unter das Wasser des Hooghly.

Mit einer eigentümlichen Flöte aus zwei Bambusröhren, einem Kürbis und einem Holzmundstück beschwört der Inder mitten auf der Strasse eine Kobra, um sich ein wenig Geld zu verdienen.

Ein Bettler riss mich am Hemd.

Dies ist der Morgen in Kalkutta. Dann legt die Hitze sich über die Stadt.

»Rash Behary Avenue«, sagte ich dem Taxichauffeur und fuhr wieder in den andern Stadtteil zurück, zur Judge's Court Brücke.

Ein schmaler, schmutziger, stinkender Kanal floss dem Hooghly entgegen. Unter der Brücke zerrissen riesige Geier gehäutete Kadaver von Kühen und Rindern. Ihre Schnäbel zerrten an letzten übriggebliebenen Sehnen, dass die Skelette tanzten, als wäre noch Leben in ihren Knochen.

Ich schritt den Kanal entlang. Ein flaches Boot glitt rasch auf dem Wasser. Ein Mann stiess es mit einer langen Bambusstange vorwärts. Ein toter Hund schwamm dem Boot langsam voran. Ein Rabe hockte auf ihm und hackte mit dem Schnabel in seinen Augen herum. Der Mann versuchte, den Hund mit seiner Stange hochzuheben, doch fiel der schwere Körper wieder ins Wasser zurück. Der Rabe hockte sich wieder auf den Kadaver.

Ich ging zu der Stelle, wo die Toten verbrannt wurden. Der Anblick dieser Verbrennungen erfüllte mich stets mit einem Gefühl alles durchdringender Gleichgültigkeit.

Sie wurden verbrannt, wie man alte Kleider verbrennt. Sie wurden auf der Strasse eingesammelt. Sie waren verhungert, an Krankheit oder Alter gestorben.

Drei Leprakranke hockten vor dem alten zerfallenen Tempel. Ihre Arme mit den fingerlosen Händen waren ausgestreckt, erstarrt. »Om, Om«, rief es aus ihren Mündern.

Es waren sechs Feuerstellen unter freiem Himmel. Einige Männer in weissen Beinkleidern und weissen Hemden, ein braunes Tuch um die Hüfte, standen um einen quaderförmigen Holzstoss herum. Auf zwei Drittel Höhe sah man rechts den Kopf eines älteren Mannes aus dem Scheiterhaufen herausschauen, links seine Füsse und Unterschenkel. Die Fussohlen waren rot angestrichen. Lachend hielt einer der Männer eine brennende Strohfackel unter den Holzstoss. Zuoberst auf dem Holz lag ein kleines weisses Tuch, das sich durch den ersten aufsteigenden Rauch blähte und bräunte.

Auf den Stufen des Tempels sassen Kinder, die, als sie mich sahen, herbeieilten und um Zigaretten bettelten.

Die eine der Feuerstellen war halb niedergebrannt. Der Kopf des Verstorbenen war schwarz, die Füsse noch von hellem Braun. Einer der Männer stauchte den Holzstoss mit einem Bambusrohr zusammen. Der eine Fuss fiel, unterhalb des Knies abgebrannt, vom Holz herunter. Der Mann stiess ihn in das Feuer.

Ein Jogi, der seinen nackten Körper mit Asche eingerieben hatte, sang ein Lied. Ein hinkender Hund scharrte in den Resten einer noch leicht rauchenden Feuerstelle. Der Jogi hob, ohne sein Lied zu unterbrechen, einen Stein vom Boden und warf ihn dem Hund an die Flanke.

In Kalkutta bricht die Hölle durch das Strassenpflaster.

Weg von dieser brodelnden Stadt! In den Westen: Kharapur, Bombay. Bus 53. Bus 53 führt nirgendhin.

Bus 36 B. Bus 36 B führt zur Howrah Bridge zurück.

»Dies ist das Tram, dies ist der Weg, geradeaus, dann rechts. Haben Sie die Howrah Bridge gesehen? Es ist die drittgrösste in ihrer Art.«

»Es ist die drittgrösste, aber ich will nicht zurück. Ich habe sie dreimal überquert: erst zu Fuss, dann mit Tram Nummer 30, dann mit einer Rikscha.«

»Haben Sie das Indian Museum gesehen?«

»Nein, ich habe meine Zeit am Ganges versäumt, wo braune Menschen im braunen Wasser planschen.«

Zurück blieben Bettler und Howrah Bridge, Museum und botanischer Garten. Mit zerrissenem Hemd schritt ich auf der endlosen Strasse, ein Vagabund, singend: Das Wandern ist des Müllers Lust, die Mühle, die steht still . . .

»Wohin?« wurde ich gefragt.

»Nach Bombay.«

Schallendes Gelächter: »Bombay liegt über tausend Kilometer weit.«

»Woher?«

»Aus einem fernen Land.«

Es war das Paradies, das ich durchwanderte. Unter Palmen, die sich neigten unter der Last der Kokosnüsse und Bananen, schliefen strohgelbe Hütten an spiegelnden Seerosenteichen. Dunkle Mädchen schöpften Wasser in ihre Krüge – ach ja, von den Mädchen muss ich noch reden.

Ich weiss die Geschichte von dem Mädchen, das gebratenen Mais verkaufen sollte: Sie trug den Korb in der Hand mit gebratenem Mais. Unschlüssig stand sie mit dem Korb in der Hand.

Ich sah sie auch als Lotosblüte in dunkler Gasse. Ihre Worte enthielten alle Versprechen des Orients, aber die Blütenblätter zerfielen bald im Schatten der Häuser.

Und einmal gab sie mir eine Pfauenfeder, und als bäte sie um Verzeihung, sagte sie:

»Es gibt noch viele hier.«

Und eine letzte Geschichte: Sie arbeitete bei der Eisenbahn, sie schleppte schwere Körbe voller Sand, und wenn die Sonne sank, schreckte sie zusammen, erwachend aus einem bösen Traum.

theater

Bericht eines jungen Schauspielers

Tagebuch eines Anfängers

Von Werner Lässer

Nach einer ungefähren Schätzung gibt es allein in Berlin 2000 Schauspieler ohne festes Engagement. Nach Abschluss der Schauspielausbildung dauert es oft zwei bis drei Jahre, bis ein Vertrag für eine ganze Spielzeit zustande kommt.

Die sozialen Verhältnisse sind denkbar ungünstig. Ein Anfänger verdient in seinem ersten Jahr an einer Landesbühne im allgemeinen netto 320 DM, im Durchschnitt also einen Stundenlohn von 1 DM.

15. Aug.

Ich sitze im Zug nach X. Morgen beginnen die Proben. Ich bin engagiert!

X: 32 000 Einwohner. Barock. Mit einem Fluss. Breiteste Stelle drei Meter.

Da steh ich. Mitten im Barock, mit drei überfüllten Koffern. Vom Theater habe ich eine Adresse bekommen. Ich leiste mir ein Taxi und fahre hin. Die Wirtin ist »einweng« schüchtern. Einen Schauspieler unter ihrem Dach zu haben scheint ihr zwar spannend, aber in den Illustrierten liest man doch so viel. Auf jeden Fall lädt sie mich gleich mal zu einem Kaffee ein. Der zu Hause schmeckt besser. Der Kuchen ist selbergemacht und schmeckt auch ganz darnach. Das Zimmer ist zwar hübsch, aber viel zu klein.

16. Aug.

Ich bin um sieben erwacht. Eine grässliche Zeit. Zwei Stunden zu früh. Die Wirtin hat mir Kuchen vor die Türe gestellt. Einen neuern. Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, wann sie ihn bäckt. Ich werde kündigen. Um neun Uhr sitze ich in einem Kaffeehaus und bin nervös. Um zehn beginnt die Probe.

Ich halte dieses idiotische Gefühl, warten zu müssen, nicht mehr aus. Ich gehe ins Theater. Der Chef empfängt mich. Wie soll ich ihn beschreiben? – Er ist ein Bär. Ich glaube, er kann sehr unangenehm sein. Er schleppt mich mit viel »Junge« und Schulterklopfen ins Konversationszimmer. Da sitzt einer. Irgendwie sieht er abgeklärt aus. Zehn Minuten später erfahre ich, dass er seit drei Jahren hier ist. Wie er mir das erzählt, lächelt er wehmütig. So lange werde ich nicht bleiben. Ich will weiter.

Die Begrüssungsreden waren wie immer peinlich. Wenn all das eintritt, was die uns wünschen, dann holt uns in zwei Monaten das Fernsehen. Ich stehe da mit einem Textbuch in der Hand, das ich nicht kenne, und einem Bleistift, den ich heute früh mit dem Kuchenmesser gespitzt habe. An der Stellprobe stottert man entweder völlig talentlos herum, oder man ist besser als an der Premiere. Ich stottre. Ich spüre, wie die Kollegen mich beobachten. Und je länger sie aus ihren Augenwinkeln schielen, desto mehr habe ich das Gefühl, ich spreche mit einem scheusslichen Schweizer Akzent. Meine Partnerin steht mir gegenüber und läuft bei jedem Stichwort rot an. Nach einer halben Stunde kapiere ich, dass wir verliebt sein sollen. Im Stück. Sie ist gross, blond und hat einen »Wüstenblick«. Sie schaut (Verzeihung) wie ein Dromedar. Endlos. Aber ich glaube, ich mag sie. Weil sie auch stottert. Meine Szene ist vorbei.

In der Pause versuchen wir uns kennenzulernen. Jeder spricht mit jedem und keiner merkt, dass er nur von sich spricht. Wir jubeln uns gegenseitig ins Gesicht: »Wie braun sie sind! In Spanien waren Sie!? Ihre Rolle finde ich grossartig! Sie sind auch genau der Typ! Eigentlich könnten wir uns duzen.« Das Stichwort ist gefallen. Alle stehen auf, und es sieht bei aller Lockerheit beinah feierlich aus. Auf jeden Fall habe ich noch nie so viele strahlende und charmante Leute auf einem Haufen gesehen.

17. Aug.

Text lernen, Proben. Meine Wirtin wird immer mütterlicher.

18. Aug.

Proben, Text lernen. Ich habe meiner Wirtin gestanden, dass ich Kuchen nicht mag.

19. Aug.

Eine Sensation. Der König wird umbesetzt. Wir sitzen im Aufenthaltsraum. Die Szene auf der Bühne scheint endlos zu dauern. Wir haben längst aufgehört zu diskutieren. Wir sitzen nur da und rauchen. Irgend etwas liegt in der Luft. Der Chef ist dreimal durchs Zimmer gestürmt. Hinter ihm drein Helmut (der König), angestrengt grinsend. Er hat jede Majestät verloren. Gegen Mittag kommen die beiden wieder. Der Chef stellt sich vor uns hin, schaut jeden der Reihe nach an, knurrt etwas von: »So etwas noch nie erlebt. Bin schon dreissig Jahre beim Theater. Wie ich jung war.« Dann zeigt er auf Wewe (schon drei Jahre hier) und geht mit ihm nach oben. The king is dead. Long live the new king.

20. Aug.

Die ganze Atmosphäre ist verpatzt. Was soll das heissen? Eine Umbesetzung, nach drei Probentagen? Die meisten von uns sind neu wie ich. Keiner wagt wirklich etwas zu sagen. Wir stehen mit einem seltsamen Gefühl auf der Bühne. Wie erschreckte Kinder.

Uwe ist der Nerv gerissen. Der Chef hat ihn ein dutzendmal an derselben Stelle korrigiert. »Im schlimmsten Fall können Sie mich ja umbesetzen.« Da haben wir den Salat. Er hat es zwar sehr leise gesagt, aber der Chef muss es verstanden haben. Pause. Die Probe geht weiter.

23. Aug.

Heute ist alles schon vergessen.

Zeichnung: Regula Pfenninger

Verkehrsbetriebe

Eine tageweise oder volle Beschäftigung als

Aushilfs-Kondukteur

bietet Studenten während der Semesterferien eine interessante und lohnende Möglichkeit.

Verlangen Sie den Prospekt darüber beim Personaldienst der Verkehrsbetriebe der Stadt Zürich, Bahnhofquai 5, 8001 Zürich, Telephon 25 04 55

Vor u. nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

Zürich
Institut **Minerva**

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfinnenschule

SWISSAIR

sucht für ihre Abteilung »Betriebswirtschaftsdienst« einen jüngeren

Betriebswirtschafter

für vielfältige ökonomische Aufgaben, insbesondere

Wirtschaftlichkeits-untersuchungen im In- und Ausland

Schweizer Interessenten richten ihre Offerten bitte an

Swissair, Personaldienst Departement Finanzen, Postfach 929, 8021 Zürich.

Marketing in einer Werbeagentur

Grössere Werbeagentur sucht für die Bearbeitung von Marktforschungs- und Marketingaufgaben einen akademisch gebildeten Mitarbeiter entsprechender Studienrichtung. Anfänglich als

Teilzeitarbeit

gedacht — vielleicht haben Sie Ihr Studium noch nicht ganz abgeschlossen oder arbeiten an der Dissertation —biete ich einem geeigneten Bewerber die Möglichkeit, nach Abschluss der Studienzeit die Marketingabteilung meiner Agentur sukzessiv auf- und auszubauen.

Die Anstellungsbedingungen sind in jeder Hinsicht interessant und entsprechen denjenigen einer aufgeschlossenen Agentur.

Setzen Sie sich bitte mit Herrn R. Sigrist in Verbindung.

Walter Greminger, Reklameberater BSR/EAAA
Seefeldstrasse 45, 8008 Zürich, Tel. (051) 34 80 43

USBGS

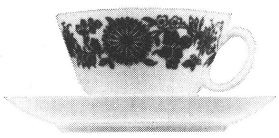
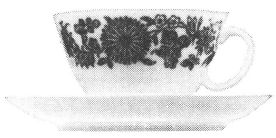
SCHWEIZERISCHE BANKGESELLSCHAFT

Union de Banques Suisses
Unione di Banche Svizzere
Union Bank of Switzerland

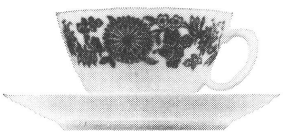
Ueber 90 Niederlassungen in der Schweiz

Wieviel Zeit

steht Ihnen zur Verfügung, um eine

Zeitung zu lesen?



Manchmal recht viel . . . Eine Zeitung sollte Ihnen dann genügend interessanten Lesestoff bieten, wenn Sie gemütlich zu Hause sitzen und Zeit zum Lesen haben. Das tut der Tages-Anzeiger. Sein redaktioneller Inhalt ist ausserordentlich vielseitig und reichhaltig.

. . . manchmal weniger Eine Zeitung sollte Sie auch kurz und übersichtlich orientieren, wenn Ihnen nur wenige Minuten zur Verfügung stehen. Darum haben wir den Tages-Anzeiger klar gegliedert. So finden Sie z. B. Ausland-Nachrichten, Inland-Berichte oder Sportmeldungen immer auf den gleichen Seiten. Die wichtigsten Ereignisse sind zudem mit einem fettgedruckten Text kurz zusammengefasst. Das hilft, sich in wenigen Minuten über das Wesentliche zu informieren.

Gutschein

☐ Ich wünsche den Tages-Anzeiger unverbindlich während 14 Tagen gratis ins Haus geliefert.
☐ Ich wünsche den Tages-Anzeiger bereits fest zu abonnieren, bei vorgängiger Gratislieferung während 14 Tagen.

1 Monat	¼ Jahr	½ Jahr	1 Jahr
Fr. 3.90	Fr. 11.70	Fr. 23.40	Fr. 46.80

☐ Zutreffendes bitte ankreuzen

Name: Vorname:
Strasse: Postleitzahl und Ort:
Unterschrift: Wohnen Sie im engeren Ortsrayon? Ja Nein

Bitte senden Sie diesen Gutschein in offenem Briefumschlag mit 5 Rp. frankiert an Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich.

Tages-Anzeiger Überparteiliche schweizerische Tageszeitung